

8. Hauptschüler und ihr Ge- und Betroffensein von Arbeitslosigkeit

Als didaktisches Prinzip, insbesondere jedoch als Emotion begleitet Betroffenheit die vorliegende Studie zu den Arbeits- und Arbeitslosigkeitsvorstellungen von Hauptschülern.

Die Vermutung, dass Tatsachenbetroffenheit das zentrale Phänomen ist, auf das die Schülervorstellungen fokussieren, bestätigte sich nicht. Als relevant erwies sich stattdessen die Unsicherheitsbetroffenheit. Aufgrund ihrer empirischen Bedeutsamkeit wird diese zum zentralen zu untersuchenden Phänomen der Forschungsarbeit. Die Vorstellungen der Schüler zu Arbeit und Arbeitslosigkeit werden dabei im Hinblick auf ihre Bewältigungsfunktion hinsichtlich dieser Betroffenheit untersucht.

Gleichwohl ist die Tatsachenbetroffenheit einzelner Schüler nicht unbedeutend. So nimmt diese Einfluss auf die Unsicherheitsbetroffenheit, wie das folgende Kapitel zeigen wird. Deshalb wird zunächst die Tatsachenbetroffenheit in den Schülervorstellungen rekonstruiert. Darüber hinaus werden ihre diesbezüglichen Bewältigungsstrategien aufgezeigt, bevor sich der zweite Teil des Kapitels der Schlüsselkategorie der Untersuchung, der Unsicherheitsbetroffenheit, widmet. Hierzu wird zunächst ergänzend zur Definition der Betroffenheit die Kategorie „Unsicherheit“ theoretisch gerahmt. Anschließend wird die empirische Rekonstruktion der Unsicherheitsbetroffenheit am Beispiel dreier Interviewsequenzen exemplarisch nachvollzogen und es werden ursächliche und intervenierende Bedingungen für das Phänomen genannt. Nachdem dann Erklärungsversuche durch die Schüler aufgezeigt wurden, wird der Zusammenhang zwischen Unsicherheitsbetroffenheit und Arbeitsorientierung sowie der Zusammenhang zwischen Tatsachen- und Unsicherheitsbetroffenheit näher beleuchtet. Schließlich werden die Bewältigungsstrategien der Schüler hinsichtlich der Unsicherheitsbetroffenheit betrachtet.

Bis hierhin konzentriert sich die Analyse des zentralen Untersuchungsphänomens auf weitgehend homogene Fälle. Im abschließenden Teil richtet sich die Aufmerksamkeit dann auf abweichende Fälle, d. h. auf Schüler, die entweder trotz

der Ursachenattribution „qualifikatorischer *Mismatch*“ keine Unsicherheitsbetroffenheit erleben oder bei denen keine Qualifikationsorientierung bezüglich der Ursachen für Arbeitslosigkeit, jedoch eine (leichte) Unsicherheitsbetroffenheit feststellbar ist.

8.1 TATSACHENBETROFFENHEIT

Der insbesondere als *Sampling*-Instrument eingesetzte Fragebogen lieferte vorab Erkenntnisse darüber, welche Schüler aktuell im sozialen Nahraum mit Arbeitslosigkeit konfrontiert sind oder in der Vergangenheit Arbeitslosigkeitserfahrungen gesammelt haben.

Von den 24 interviewten Hauptschülern sind mindestens 13¹ über Eltern, Geschwister oder andere Verwandte mit Arbeitslosigkeit in Berührung gekommen. Hinsichtlich der Tatsachenbetroffenheit wird angenommen, dass vor allem die elterliche Arbeitslosigkeit bzw. die Arbeitslosigkeit des Familienernährers/der Familienernährerin zu einer emotional konditionierten Erfahrung wird und infolgedessen negative Emotionen auftreten, wenn dieses kritische Lebensereignis kognitiv repräsentiert wird. Nachstehend werden deshalb die Reaktionen der tatsachenbetroffenen Schüler auf das Schlüsselproblem Arbeitslosigkeit sowie diesbezügliche psychosoziale Verarbeitungsmuster analysiert.

8.1.1 „*Meine Mutter ist grade sozusagen arbeitslos geworden*“ – „Opfer-durch-Nähe“ und ihre Bewertung und Deutung der elterlichen Arbeitslosigkeit

Während Melek den Hausfrauenstatus ihrer Mutter als Arbeitslosigkeit auffasst, erwähnt Damir mit keiner Silbe die Arbeitslosigkeit beider Eltern. Auch Ben äußert sich im Interview nicht zur Arbeitslosigkeit seiner alleinerziehenden Mutter. Ebenso spricht Jakob die Arbeitslosigkeit seiner Mutter nicht direkt an. Doch endet seine allgemeine Schilderung, was es bedeutet, wenn ein Teil der Familie für ein paar Monate arbeitslos ist, mit der persönlichen Anmerkung „*das war eigentlich nicht so schlimm; ging eigentlich*“.

1 Jakob, Alex, Justin, Damir, André, Ben; Lisa, Melek, Larina, Alexandra, Bettina, Isabell, Tabea.

Möglicherweise haben auch mehr Hauptschüler des Samples familiäre Arbeitslosigkeitserfahrungen, die sie jedoch im Interview nicht artikuliert bzw. im Fragebogen nicht angegeben haben.

Isabell spricht zwar nicht explizit davon, dass ihre Mutter arbeitslos ist, verpackt diese Tatsache aber in die Aussage, *„weil wir auch unseren alten Laden selbst verloren haben“*. Jetzt mache die Mutter (und der Stiefvater) *„noch ne neue Ausbildung“*.

Auf die Nachfrage, wieso er sich momentan viele Gedanken über Arbeitslosigkeit macht, erwähnt André hingegen ohne Umschweife: *„Ja, meine Mutter ist auch arbeitslos. Aber sie hat halt auch einen Job, wo sie noch was dazuverdienen kann. Aber von Hartz IV, Hartz IV kann man halt oft auch nicht so gut leben“* (André, Zeile 376-379).

Dies bedeute für ihn *„in vielen Sachen gleich abgestempelt“* zu werden, nach dem Motto *„öh, der hat kein Geld“*.

Im Zusammenhang mit der Frage, ob sie mit anderen über das Thema Arbeit spreche, gibt auch Alexandra zu, *„[...] meine Mutter ist grade sozusagen arbeitslos geworden, aber sie hat jetzt wieder eine Stelle“*. Zusätzlich findet sich im Interview der Hinweis, dass der Ausbildungsplatz einer ihrer Schwestern gefährdet ist:

„[...] Also meine beiden Schwestern sind Friseure, und ja die habens auch nich mehr leicht, weil von meiner Schwester der Friseursalon macht zum Beispiel bald zu, und das ist kurz vor ihr Ausbildungsabschluss und äh das ist dann auch nicht toll oder sonstiges. Da muss sie sich halt n anderen Platz suchen [...]“ (Alexandra, Zeile 337-334).

Lisa wiederum nimmt die Worte *„mein Vater ist arbeitslos“* nicht in den Mund, gibt aber während des Gesprächs zu, dass sie sich zurzeit viele Gedanken über Arbeitslosigkeit macht, *„weil ichs, so gesagt, an meinem Onkel und an meinem Vater sehe“*. Dies zu sehen ist für sie sehr schmerzhaft: *„Also es tut manchmal ziemlich weh. Weil man sieht, dass die was machen wollen, aber halt nix finden“* (Lisa, Zeile 358ff.).

Auch Bettina reagiert sehr emotional auf die Arbeitslosigkeit ihrer alleinerziehenden Mutter. Auf die Frage, inwiefern sie das Thema Arbeitslosigkeit betreffe, reagiert sie zunächst panisch mit einer Gegenfrage: *„Bei wem jetzt, bei mir?“* Anschließend bezieht sie das Thema zwar auf sich, lässt ihre Familie bzw. die Arbeitslosigkeit ihrer Mutter jedoch außen vor. Nachdem im Interview erneut ein deutlicher Fokus auf das Thema Arbeitslosigkeit gelegt wird, signalisiert Bettina zunächst nonverbal über lautes Ein- und Ausatmen, dann verbal, dass sie darüber nicht weiter sprechen möchte. Schließlich wehrt sie mit einem *„keine Ahnung“* und einem *„nein, nicht wirklich“* erst ab, dass sie persönliche Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit hat, gibt aber auf die Nachfrage, ob jemand in ihrer Familie mal arbeitslos und sie insofern betroffen war zu: *„[...] Also meine Mutter, die kann- die hat gearbeitet vor einem- vor noch ein paar Monaten. Jetzt kann die aber nich mehr arbeiten wegen aus Krankheit irgendwie etwas. Ja“* (Bettina, Zeile 529-533).

Im Gegensatz zu Bettina bindet Justin die Arbeitslosigkeit seiner Mutter explizit in seine Vorstellung davon, was „keine Arbeit“ heißt, ein:

„Ja keine Arbeit heißen ha-haben heißt, also meine Mutter hat das für- eine Z- einige Zeit lang mal keine Arbeit. Ich kann das nur aus Beobachtung sagen und aus Vorstellung oder Berichten aus m Fernsehen, ähm dass das bedeutet Lustlosigkeit, in ein Loch zu fallen, aber man sieht auch keine Chancen, grade wenn man keinen guten Schulabschluss hat oder Ambitionen, denkt man, man is eh verloren. Und genau der Fall is halt meine Mutter, sie hat keine gute Ausbildung, keinen guten Schulabschluss, und aber sie schafft es immer wieder, weil sie hat ne eigene Motivation, sie will nich unten bleiben, und dann schafft sie's immer wieder, Arbeit zu finden. Und ich bin echt stolz auf sie, dass sie das so schafft. [...]“ (Justin, Zeile 88-101).

Später berichtet Justin, seine Mutter sei *„immer nur für ne kurze Zeit höchstens, höchstens vier Monate arbeitslos“* gewesen und er habe das *„nicht wirklich direkt zu spüren gekriegt“*. Er habe noch nie viel Geld gehabt, sei immer gut klar gekommen, *„wusste immer, wie es is“*. Bei diesem letzten Gedanken gibt er zu: *„Und ähm also in gewisser Weise betrifft es mich schon, manchmal betrifft es mich ein bisschen mehr, manchmal betrifft es mich n bisschen weniger“*. Aber er betont sofort, dass es ihm nicht schlechter gehe, er glücklich sei und es ihn *„irgendwie nich so wirklich“* störe, obwohl *„man versucht immer irgendwie was Besseres zu kriegen und so was, aber so wie halt das Leben einem den Weg legt, ne“*.

Schüler, von denen ein Elternteil zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos ist, erwähnen dies meist mit einem Zusatz, dass der/die Betroffene aber jetzt schon wieder Arbeit habe², aus Krankheitsgründen arbeitslos sei³, arbeiten wolle, jedoch keine Arbeit finde⁴ oder sich noch etwas dazu verdiene⁵. Isabell weist außerdem ihrem Großvater eindeutig die Schuld an der Arbeitslosigkeit ihrer Mutter zu: *„Weil wir auch unseren alten Laden selbst verloren haben. Weil mein Opa ihn ja an eine andere weitergeleiten hat und nich aner Familie“* (Isabell, Zeile 406ff.).

Damit legitimiert sie die Arbeitslosigkeit ihrer Mutter, indem sie, ähnlich wie Bettina, eine Ursache nennt, die außerhalb der Kontrolle des bzw. der Arbeitslosen liegt.

2 Alexandra.

3 Bettina.

4 Lisa.

5 André.

Auch Schüler, von denen ein Elternteil zu einem früheren Zeitpunkt mal arbeitslos war, verwenden solche „Zusätze“. So erwähnen sie beispielsweise, dass die Arbeitslosigkeit nur für kurze Zeit gewesen sei bzw. keine größeren Auswirkungen etc. gehabt habe.⁶ Dieser „Zusatz“ ist nicht auf die Eltern beschränkt.

Während Larina im Interview nicht aufgreift, dass ihre Mutter schon einmal keine Arbeit hatte, gibt sie jedoch zu, dass ihr Bruder „*jetzt auch arbeitslos*“ ist und fügt hinzu, „*aber er will jetzt was Eigenes machen halt*“. Gedeutet werden kann dieser „Zusatz“ als Situationsentschärfung bei Tatsachenbetroffenheit, wohinter sich ein Legitimierungszwang verbirgt.

8.1.2 „Mit Hunden spazieren, 'n bisschen Geld verdienen“ – Bewältigung der Tatsachenbetroffenheit

Welcher Art und Intensität die Tatsachenbetroffenheit bei einem Schüler ist, hängt außerdem von der jeweiligen Arbeitsorientierung ab und zeigt sich in den Strategien und der Einstellung, mit der die Schüler versuchen, die familiäre Arbeitslosigkeit zu bewältigen.

Aus den Schülervorstellungen rekonstruierte Bewältigungsstrategien sind zum einen die angesprochenen Situationsentschärfungen („*das war eigentlich nicht so schlimm; ging eigentlich*“ (Jakob); „*sozusagen arbeitslos geworden, aber sie hat jetzt wieder eine Stelle*“ (Alexandra)) und Legitimierungsversuche („*kann [...] aber nicht mehr arbeiten wegen aus Krankheit irgendwie etwas*“ (Bettina); „*Weil wir auch unseren alten Laden selbst verloren haben. Weil mein Opa ihn ja an eine andere weitergeleiten hat und nich aner Familie.*“ (Isabell); „*Weil man sieht, dass die was machen wollen, aber halt nix finden*“ (Lisa)). Beide Strategien entsprechen einem psychologischen *Coping*, bei dem Deutungen verändert werden, um zu einer weniger bedrohlichen Sicht auf das Ereignis zu gelangen. So stellt das „nicht (mehr) arbeiten können“, eine Abmilderung im Vergleich zu „nicht arbeiten wollen“, „arbeitet nicht mehr“ und „ist arbeitslos“ dar. Darüber hinaus handelt es sich bei diesen „Zusätzen“ um *Accounts*, d. h. Handlungserklärungen, Rechenschaftsberichte, eine Deutung und Erklärung, die Akteure von ihrem Handeln geben (vgl. Orbuch 1997, 455ff.). Narrativ verfasst dienen sie Orbuch (1997) zufolge der Orientierung in der Umwelt und der Bewältigung emotional schwieriger Ereignisse.

Die Bewältigungsstrategien „sich in Nebenjobs selber etwas hinzu zu verdienen“⁷ verweisen auf ein sozialökonomisches und auf ein instrumentelles/problemzentriertes *Coping*. Auch die Strategie der Situationsakzeptanz bis hin zur Situationsanpassung (damit klarkommen, sich auf die Situation einstellen, z. B.

6 Jakob, Justin.

7 Justin, Isabell.

durch Verzicht)⁸ kann als ein aktives *Coping* auf Einstellungsebene oder als eine konstruktive Adaptation an Arbeitslosigkeit gewertet werden. Hierzu kann auch Justins Strategie „sein Glück in anderen Dingen zu suchen“ gezählt werden.

Die Situation auszuhalten, mit den Folgen zu leben, Demütigungen über sich ergehen zu lassen, wie es bei André der Fall zu sein scheint, ist hingegen eher eine passive Bewältigungsstrategie oder eine resignative Adaption an Arbeitslosigkeit.

Auch die bei Bettina festzustellende Verdrängung bzw. Abschottung nach dem Motto „Es geht niemanden etwas an, dass meine Mutter arbeitslos ist“ kann als eine Bewältigungsstrategie auf Einstellungsebene und als ein emotionsorientiertes *Coping* gewertet werden. Indem das belastende Ereignis ignoriert wird, versucht Bettina das emotionale Gleichgewicht wieder herzustellen.

Lisa schließlich ist in emotionaler Hinsicht von der Arbeitslosigkeit ihres Vaters derart überwältigt, dass sie im Sinne eines emotionsorientierten *Copings* in Empathiebetroffenheit flüchtet.

Neben einer Tatsachenbetroffenheit erleben die genannten Hauptschüler außerdem eine Unsicherheitsbetroffenheit. Auch diese müssen sie bewältigen.

In unterschiedlicher Ausprägung konnte eine solche Unsicherheitsbetroffenheit bei insgesamt 22 Schülern des 24 Fälle starken *Samples* auf der Basis verbaler Informationen rekonstruiert werden. Entsprechend widmet sich die nachfolgende Analyse diesem zentralen Phänomen.

8.2 UNSICHERHEITSBETROFFENHEIT

Ausgehend von der eher weiten Forschungsfrage *Welche Vorstellungen haben Hauptschüler von Arbeit und Arbeitslosigkeit* kristallisierte sich im Rahmen der Auswertung, insbesondere dem offenen Kodieren, die sogenannte „Unsicherheitsbetroffenheit“ als ein zentrales Phänomen heraus.

Da die Kategorie bzw. der „Emotionsmix“ Betroffenheit bereits in den Kapiteln 3.4 und 4.3 definiert wurde, richtet sich die Aufmerksamkeit an dieser Stelle auf den ersten Teil des Konstrukts „Unsicherheitsbetroffenheit“, auf die Unsicherheit selbst.

Mit Möhlenkamp (1975) kann unterschieden werden zwischen einer kognitiven Unsicherheit (*uncertainty*) und einer Lebensunsicherheit (*insecurity*). Letztere bezieht sich „auf historisch-gesellschaftliche Phänomene, z. B. Arbeitsplatzunsicherheit, Leistungs- und Konkurrenzdruck“ (Möhlenkamp 1975, 66) und repräsentiert insofern den soziologischen Aspekt. Auf diese damit angesprochene ökonomisch

8 Justin, Isabell.

und „gesellschaftsstrukturell bedingte soziale Unsicherheit“ (Scherr 2010a, 25) fokussiert auch das vorliegende Forschungsprojekt. Liebsch zufolge hat diese Art der Unsicherheit „eine objektive, strukturelle Seite wie auch subjektive, relative Komponenten“ (Liebsch 2007, 49), weswegen „nicht alle gleichermaßen von ‚Unsicherheit‘ betroffen“ (ebd.) seien.

Unsicherheitsbetroffenheit wird somit das Phänomen genannt, das entsteht, wenn beispielsweise die intervenierende Bedingung Hauptschüler/Hauptschülerin mit der ursächlichen Bedingung (*vermutete bzw. unterstellte*) *Rekrutierungspraxis der Beschäftigten*: „Hauptschulabsolventen werden nicht eingestellt“ – als Ursache für Arbeitslosigkeit – (kognitiv) in Verbindung gebracht wird. Wird infolge dieser kognitiv ernsthaften Repräsentation des Sachverhalts Arbeitslosigkeit die eigene zukünftige Situation als bedrohlich und die Bewältigungsmöglichkeiten als unsicher eingeschätzt, erlebt der Schüler/die Schülerin Furcht. Fließen die Zukunftsvorstellung und entsprechende Wünsche sowie eine positive Arbeitsorientierung mit ein, wird z. B. der Rollenverlust bei/durch Arbeitslosigkeit oder ganz generell das Abweichen von der normativen Sicherheitserwartung befürchtet, dann verbinden sich die Emotionen Furcht und Kummer. Darüber hinaus sind weitere Emotionen denkbar.

8.2.1 Rekonstruktion der Unsicherheitsbetroffenheit⁹

In den Interviews wurde Unsicherheitsbetroffenheit auf der Basis verbaler Informationen rekonstruiert. Der folgende kodierte Auszug aus dem Interview¹⁰ mit der 14-jährigen Hauptschülerin Melek, soll dies veranschaulichen:

I (00:06:14): Wie kommt das denn, dass manche zwar Arbeit suchen, aber keine finden?

M (00:06:20): Ja, manchmal (1) die Firmn, die äh (1) der Chef sagt meistens, ja, Sie ham- manchmal ham ja viele Hauptabschluss ? Und die meisten sogn ja, wir nehmn eigentlich keine Hauptschüler an, die- is einfach- (1) das schaffn sie bestimmt nich, die sind vielleicht nich (1) ja, im Gehirn sind sie vielleicht nich so schlau für dieses Thema und schaffn das nich ? (1) und das is ja auch doof. (2) (*schmalzt*) Weil manche denkn, sehn nich richtig

9 Zur Rekonstruktion und Analyse der Unsicherheitsbetroffenheit in den Schülervorstellungen wurde das Kodierparadigma von Strauss (1998) verwendet (siehe hierzu Kapitel 6).

10 Zum besseren Verständnis des Interviewauszugs siehe Transkribiersystem im Anhang.

in den Menschn, was er wirklich kann. (1) Man sollte immer versuch'n, auszuprobieren und versuch'n lassn. Was er mach'n kann und so. (2) Also (.) derjenige sollte auch schon zeigen, was er drauf hat. Was er mach'n kann. (1) Und nicht aufgehn. (2) Man muss sich auch ganz schön intressieren dafür, Frag'n stell'n, dies und das und [unverst. ?damit der genau sieht?]. Aber die meinst'n sag'n ja, Hauptschule, nich so gu:t, ich glaub ich nehm dich nicht an. (1) Das find ich doof eigntlich. (1) Ja meistns sag'n sie das ja. (1) Deswegen hoff ich auch, dass ich n Realabschluss habe. (lacht) (2)

Als ursächliche Bedingung für das Phänomen Arbeitslosigkeit nennt Melek die Rekrutierungspraxis der Arbeitgeber, Hauptschüler in der Regel nicht einzustellen. Damit werden Hauptschüler bzw. Hauptschulabsolventen zur Risikogruppe degradiert. Ursächlich bedingt sieht Melek dies in der Unterstellung kognitiver Defizite. Arbeitgeber glaubten, Hauptschüler seien kognitiv nicht dazu in der Lage, die Arbeit zu bewältigen. Außerdem nimmt Melek an, dass Beschäftigte die Hauptschule für keine gute Schulform halten, weswegen die von ihr unterstellte bzw. vermutete Rekrutierungspraxis auch ursächlich im geringen Ansehen der Hauptschule bedingt ist. Ihr Urteil, diese Rekrutierungspraxis und die Annahme kognitive Defizite seien „doof“ bzw. finde sie „doof eigentlich“, drückt einerseits Ärger über Ungerechtigkeit, Unverständnis, Ausgeliefertsein aus, andererseits dient es dem Distanzaufbau zu dieser Praxis und Annahme der Beschäftigten. Insofern kann das Urteil auch als Bewältigungsstrategie auf Einstellungsebene interpretiert werden. Als weitere Handlungs- und interaktionale Strategien des „Betroffenen“ nennt Melek „nicht aufgeben“ im Sinne eines (emotionsorientierten oder psychologischen) *Copings* auf Einstellungsebene sowie die Bewältigungsstrategie „Interesse zeigen/bekunden“. Letztere ist mit der erhofften Konsequenz verbunden, dass Arbeitgeber die Fähigkeiten und das Interesse des Bewerbers (an-)erkennen und ihn einstellen, obwohl er „nur“ einen Hauptschulabschluss hat. Damit wird das „*meistens sagen die [Beschäftigte] ja, wir nehmen eigentlich keine Hauptschüler an*“ ausgeschöpft. Denn fast immer wird zwar auf diese Weise rekrutiert, d. h. Hauptschulabsolventen werden so gut wie nie eingestellt, doch lassen das „meistens“ und „eigentlich“ Ausnahmen zu, in denen Beschäftigte Hauptschulabsolventen doch eingestellt haben. Arbeitgebern selbst empfiehlt Melek die Handlungs- und interaktionale Strategie Hauptschüler nicht direkt auszuschließen, sondern erst einmal „Probearbeiten“ zu lassen und sich von den Qualitäten und Fähigkeiten zu überzeugen. Dies steht im Zusammenhang mit Meleks Kritik an der Rekrutierungspraxis, die in ihren Augen „ein ‚Übersehen‘ von Fähigkeiten“ bedeutet.

Als persönliche bzw. individuelle Handlungs- und interaktionale Strategie im Umgang mit der Rekrutierungspraxis und ihrem erhöhten Arbeitslosigkeitsrisiko kann das „Hoffen auf Realschulabschluss“ rekonstruiert werden. Dabei deutet der erste

Teil dieser Bewältigungsstrategie, das Hoffen, auf ein passives *Coping* hin. Mit Realschulabschluss wird zwar ein eher aktives *Coping* genannt, doch beugt sie sich damit gleichzeitig der kritisierten Rekrutierungspraxis und weicht der damit verbundenen Fremdzuschreibung durch das System aus. Melek spricht außerdem nicht davon, dass sie hofft, den Realschulabschluss zu schaffen, zu machen oder zu bekommen, sondern davon, dass sie hofft, den Realschulabschluss zu „haben“. Damit wird der Schulabschluss zu einem veräußerlichten Gut, dessen Besitz offenbar nicht von ihr selbst abhängt (= externe Kontrollüberzeugung). Die Bewältigungsstrategie „Hoffen auf Realschulabschluss“ impliziert zudem die Konsequenz, damit die Arbeitsmarktchancen zu erhöhen und eingestellt zu werden.

Als intervenierende Bedingung ist durchweg die Tatsache relevant, dass Melek selbst Hauptschülerin ist. So kann nur aufgrund dieser intervenierenden Bedingung in Kombination mit den von Melek genannten ursächlichen Bedingungen für Arbeitslosigkeit, die sie in ihrer Situation als Hauptschülerin betreffen, von einer Unsicherheitsbetroffenheit die Rede sein.

Unsicherheitsbetroffenheit lässt sich auch aus zwei weiteren, zusammenhängenden Interviewsequenzen rekonstruieren:

I (00:22:59): Also machst du dir- machst du dir denn viele Gedanken über Arbeit?

M (00:23:03): Eigentlich schon, manchmal, aber (2) ich werd manchmal eifersüchtig, wenn die anderen richtig gute Notn habn, ach, ich werd bestimmt nichts. Da werd ich dann einfach wütend. Weil ich möchte das auch gern habn, ich kann einfach nich (.) sehn, dass die anderen besser sind als ich. Ich möchte auch gerne gut sein. Und zeign was ich hab, ich will einfach gute Notn schreibn. Aber manchmal passiert sich nich, deswegn (1) Doch, ich mach mir schon Gedankn, was ich später werdn möchte. (1) Was ich später habn werde. (1) Da macht sich natürlich auch jeder Sorgn, aber (1) ich mach mir eigentlich schon Gedankn. (2)

I (00:23:40): Und wie war das früher, als du noch jünger warst?

M (00:23:43): [...] Aber-> Umso älter ich werde, umso andere Mensch ich seh, wie erfolgreich sie werd'n (2) mach ich mir schon Gedankn, und würd ichs auch sag'n, ich will auch so erfolgreich werd'n. Ich will etwas zeign. (1) Auch für mich, aber ich will auch den anderen zeign, dass ich was gut kann. (2) Vielleicht is bei mir schwerer, weil ich Kopftuch trage, ich weiß es nich. Aber kann ja sein, ich weiß es nich. (2) Ich hoff, dass es kein Ei- dass es kein Einfluss auf die anderen hat. Wenn ich mich irgendwo bewerbe

und Kopftuch trage und dann (1) ja, eigentlich ziehn wir so was nicht auf ? Ich hoffe, dass es nicht so ist. Halt (.) Gleichberechtigung. (2) Aber ich denk nich, dass es der Fall is. (1) Ich muss mir einfach Mü- viel mehr Mühe gebn ? (1) und wirklich sagn- schaffn die Notn und so verbessern. (1) Das versuch ich au. (3) Vielleicht red ich etwas zu groß, aber (.) manchmal bin ich auch faul und so. (1) Is ja bei jedem so. (4)

Auffällig ist die emotionale Grundierung in der zweiten Sequenz: Mehrfach verbalisiert Melek die sozial konstruierten Emotionen Neid und Wut. Bei beiden handelt es sich um negative emotionale Zustände als Reaktion auf den sozialen Vergleich mit den Mitschülern im Hinblick auf Schulleistungen (= ursächliche Bedingung für das Phänomen „Neid“) und die damit zusammenhängende Selbstentmutigung (= ursächliche Bedingung für das Phänomen „Wut“). Ihr Verlangen, „etwas zu bekommen, das ein anderer besitzt, obwohl es im Moment nicht erreichbar scheint“ (Ulrich/Mayring 2003, 167) (= Neid), drückt sich auch in ihrem Besitzanspruch „*ich möchte das auch gern haben*“ sowie in ihren Aussagen „*ich kann einfach nicht sehen, dass die anderen besser sind als ich*“ und „*ich möchte auch gerne gut sein*“ aus. Neid spielt auch in der dritten Sequenz eine Rolle, in der sie sich durch einen sozialen Vergleich wieder mit anderen ins Verhältnis setzt und die in ihren Augen erfolgreichen Menschen um deren Erfolg beneidet.

Neben den Emotionen Neid und Wut taucht in der zweiten Sequenz am Ende außerdem die Emotion Sorge bzw. Furcht auf. Diese Emotion äußert Melek im Zusammenhang mit ihrer verbalisierten Zukunftsvorstellung, die klar beruflich orientiert und konkret auf (Privat-)Besitz ausgerichtet ist. Weil ihre Schulleistungen nicht immer gut sind (= intervenierende Bedingung) ist nicht nur ihr Lebensentwurf gefährdet. Auch kann sie so nicht „zeigen“, was sie „hat“. Doch hat dieses „Zeigen“ für Melek eine sehr starke Bedeutung. Das Verb zieht sich durch das gesamte Interview, spielt auch in der dritten Sequenz eine Rolle, in der es heißt: „*Ich will etwas zeigen*.“ Einerseits verfolgt sie dieses Ziel um ihrer selbst willen. Ein Rückbezug auf ihre zu Beginn des Interviews geschilderte Zukunftsvorstellung „viel erreichen wollen“ und den in der dritten Sequenz geäußerten Wunsch „*auch so erfolgreich*“ zu werden wie diejenigen, die sie beneidet, wird hier außerdem deutlich. Denn auch diese Ziele verfolgt sie, um „*auch ein bisschen stolz*“ auf sich sein zu können, weil sie „*so viel geschafft*“ hat. Andererseits möchte sie auch den anderen „zeigen“, dass sie „*was gut kann*“. Angetrieben wird Melek somit von ihrem Bedürfnis nach Achtung, d. h. nach Wertschätzung ihrer Person durch andere und durch sich selbst (Selbstachtung). Es geht ihr um das Sehen und gesehen werden. Doch befürchtet sie, dass das Bedürfnis nach Achtung unbefriedigt bleiben könnte bzw. seine Befriedigung für sie schwerer zu realisieren ist, weil sie aufgrund ihres Kopftuches mit Nachteilen in der Arbeitswelt rechnet (= ursächliche Bedingung: Kopftuchträgerin und (vermutete bzw. unterstellte) Konvention bzw. Kleiderordnung: Kopftuchver-

bot sowie die intervenierende Bedingung: kulturelle Herkunft). Als ursächliche Bedingung für das Phänomen Arbeitslosigkeit impliziert dies Diskriminierung aufgrund kultureller Herkunft bzw. aufgrund der Religion. Mit Unsicherheitsbetroffenheit hat Melek somit nicht nur wegen ihres Hauptschulbesuches und der Erfahrung, dass ihre Schulleistungen nicht immer so gut sind, zu kämpfen. Auch ihr kultureller Hintergrund (= intervenierende Bedingung) erzeugt in Kombination mit der Annahme, dass man aufgrund des Kopftuches eventuell mit Nachteilen im Bewerbungsprozess rechnen muss (= ursächliche Bedingung), Unsicherheitsbetroffenheit. Als persönliche bzw. individuelle Handlungs- und interaktionale Strategie taucht in dem Zusammenhang das „Hoffen auf Gleichberechtigung“ auf. Diese Bewältigungsstrategie ist nicht nur passiv; offenbar resultiert sie auch aus externen Kontrollüberzeugungen. Darüber hinaus wird sie durch Meleks Aussage *„Aber ich denk nicht, dass es der Fall ist.“* zur Sinnlosigkeit degradiert, weswegen direkt im Anschluss als aktive Bewältigungsstrategien „Bemühung“ und die „Verbesserung der Schulleistungen“ genannt werden. Damit kehren sich die externen Kontrollüberzeugungen zwar in interne um. Weil die Verbesserung der Noten von Melek als Bewältigungsstrategie gewählt wird, um ihrem Diskriminierungsrisiko aufgrund des Kopftuches zu entgehen, ist Melek aber auch abhängig von der Zertifizierung bzw. Bewertung der Schulleistungen durch andere. Die in den Noten veräußerte Fremdzuschreibung symbolisiert außerdem den Erfolg oder Misserfolg.

Schließlich legitimiert Melek in ihrer letzten Aussage *„aber manchmal bin ich auch faul und so. Ist ja bei jedem so.“*, dass sie keine Ausnahme ist und setzt sich zum wiederholten Male mit anderen ins Verhältnis.

8.2.1.1 Ursächliche und intervenierende Bedingungen für das Phänomen Unsicherheitsbetroffenheit

Anhand der drei kodierten Sequenzen aus dem Interview mit der 14-jährigen Hauptschülerin Melek wurde die Rekonstruktion der Unsicherheitsbetroffenheit exemplarisch nachvollzogen. Auf diese Weise konnte bei vier weiteren Mädchen und sechs Jungen Unsicherheitsbetroffenheit vor allem aufgrund der intervenierenden Bedingung „Hauptschüler/Hauptschülerin“ und der ursächlichen Bedingung „schlechte Arbeitsmarktchancen für Hauptschulabsolventen“ rekonstruiert werden. Die Ergebnisse des axialen Kodierens, dieser hinsichtlich des zentralen Phänomens Unsicherheitsbetroffenheit weitgehend homogenen Fälle, werden im Folgenden dargestellt.

Als eine ursächliche Bedingung für das Phänomen Unsicherheitsbetroffenheit erweist sich die bereits beim oben geschilderten Fall auftauchende Kategorie „Rekrutierungspraxis der Beschäftigten“. Explizit verbalisiert wird diese von Damir, Alex, Sandro, Melek, Isabell und Anna. Implizit spielt sie auch bei Tom, Achmet, Gustav, Larina und Alexandra eine Rolle, die den Hauptschulabschluss oder -besuch als Ar-

beitslosigkeitsrisiko betrachten, sei es, weil dieser Abschluss bzw. diese Schulform eine Entwertung erfahren hat¹¹, mit der Folge seiner schwierigen Verwertbarkeit auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt (was wiederum auf die „Rekrutierungspraxis der Beschäftigten“ verweist)¹². Oder sei es, weil Hauptschulabsolventen durch besser Qualifizierte (Realschulabsolventen oder Abiturienten) verdrängt werden¹³.

Diese ursächlichen Bedingungen können nur in Kombination mit der Tatsache, dass diese Schüler eine Hauptschule besuchen (= intervenierende Bedingung) zur Unsicherheitsbetroffenheit führen.

Wie bereits der Fall Melek zeigt, existieren neben den genannten ursächlichen Bedingungen, die alle auf die Situation Hauptschule/Hauptschulabschluss ausgerichtet sind, oft weitere Ursachen – im Fall Melek das Kopftuchverbot –, die in Kombination mit intervenierenden Bedingungen, z. B. der kulturellen Herkunft, zu Unsicherheitsbetroffenheit führen bzw. diese verstärken können. Beispielsweise führt zum untersuchten Phänomen bei Gustav, der vor zwei Jahren mit seinen Eltern aus Georgien nach Deutschland kam (= intervenierende Bedingung), die Vorstellung, dass die Hauptschule keine gute (Aus-)Bildung bedeutet (= ursächliche Bedingung 1), dass man aber ohne eine gute (Aus-)Bildung keinen Ausbildungsplatz bekommt, wobei eine Ausbildung eine notwendige Voraussetzung ist, um in Deutschland Arbeit zu finden (= ursächliche Bedingung 2). Denn im Gegensatz zu Georgien sei es in Deutschland *„nich so besonders leicht, Arbeit zu finden“* *„wegen Ausbildung und so weiter“*. So brauche man in Deutschland Zeugnisse und *„mindestens eine Ausbildung, um Arbeit zu finden“*. Arbeit wiederum wird als zwingende Notwendigkeit erlebt, *„weil wenn ich jetzt nicht ne Arbeit bekomme, dann bleib ich auch arbeitslos, und dann kannst du nur auf der Straße leben“*. Entsprechend seiner Vorstellung stellt Gustav an den Anfang seiner Argumentation eine „wenn-dann“-Bedingung: Wenn er eine gute (Aus-)Bildung¹⁴ erhält, die ein Studium sowohl ermöglicht als auch einschließt, dann wird er *„vielleicht“* ein *„schönes“*, *„besseres“* Leben, Reichtum, *„ein gutes Haus“* haben. Andernfalls, also infolge einer schlechten (Aus-)Bildung, d. h. kein Studium, stattdessen *„nur“* Hauptschulabschluss, drohe *„vielleicht“* ein Leben (und Sterben) auf der Straße – also Arbeitslosigkeit, Armut und Obdachlosigkeit. Aufgrund seiner „doppelten“ Unsicherheitsbetroffenheit (ursächliche Bedingung 1 = Hauptschule, die keine gute (Aus-)Bildung ermöglicht und die Chancen auf eine (Berufs-)Ausbildung verringert, welche aber in Deutschland im Vergleich zu Georgien Voraussetzung ist, um Arbeit zu bekommen = ur-

11 Tom, Sandro, Gustav, Damir; Melek.

12 Sandro, (Gustav); Larina, Isabell, Alexandra.

13 Achmet, Damir; Anna, Larina, Isabell.

14 Der Hauptschulabschluss ist in Gustavs Augen keine gute (Aus-)Bildung.

sächliche Bedingung 2) spricht Gustav im Präteritum von seinem Berufswunsch: „*ich wollte Elektriker werden*“. Dabei verstärken Gustavs Eltern, mit denen er über das Thema Arbeit spricht, seine Furcht durch ihre „Angstmotivation“: „*Wenn du keine normale Noten hast, schaffst du auch nicht dann solche Arbeit [Elektriker] zu bekommen*“ (Gustav, Zeile 336ff.).

Die hiermit erzeugte Problemindividualisierung und der in der genannten Bewältigungsstrategie „normale Noten“ implizierte Verweis auf interne Kontrollüberzeugungen, verankern die Schuld eines möglichen Versagens in der Person Gustav. Wenn er sich nicht genug bemüht, muss er mit der Folge leben, keine Arbeit (bzw. keinen Ausbildungsplatz im Wunschberuf Elektriker) zu bekommen, um dann entweder dauerhaft arbeitslos zu sein, kein Geld zu haben, kein „schönes“ und „besseres“ Leben leben zu können, stattdessen auf der Straße zu landen und dort zu sterben. Oder im Sinne einer Bewältigungsstrategie bzw. eines akkomodativen Bewältigungsmechanismus⁴ auf „*irgendeine andere Arbeit*“, die vielleicht keinen Spaß macht, angewiesen zu sein, um etwas zu verdienen. Die beiden ursächlichen Bedingungen für Gustavs Unsicherheitsbetroffenheit sind somit inhaltlich verknüpft bzw. aufeinander bezogen.

Zum untersuchten Phänomen führen bei Tom sogar sechs zusammenhängende, ursächliche Bedingungen für Arbeitslosigkeit, die ihn persönlich betreffen: Tom hat zum einen die Vorstellung, dass „*die schulische Voraussetzung, so wie Hauptschulabschluss [...] ja auch nicht mehr so gut*“ (Hauptschulabschluss = ursächliche Bedingung 1) sei und man wegen eines „*zu schlechten Abschluss[es]*“ abgelehnt bzw. nicht eingestellt werde (schlechter Schulabschluss = ursächliche Bedingung 2). Als intervenierende Bedingungen kommen hinzu, dass Tom eine Hauptschule besucht und ihm erst relativ spät, wenn auch, „*Gottseidank*“, nicht zu spät, klar geworden sei, dass er seine Noten verbessern müsse. Ihm sei klar geworden, dass er mit schlechten Noten im Leben nicht weiterkomme. Seiner Unsicherheitsbetroffenheit begegnet er auch, indem er „versucht“, „*das hinzukriegen, also so gut wie möglich*“. In dieser Bewältigungsstrategie wird eine interne Kontrollüberzeugung deutlich. Darüber hinaus verweist er auch auf gesellschaftliche Bewältigungsstrategien: Für Berufe, für die man eigentlich einen Realschulabschluss bräuchte, könnte man Bewerbern mit gutem Hauptschulabschluss die Chance geben (= gesellschaftliche Bewältigungsstrategie), die Ausbildung zu machen und parallel den Realschulabschluss (= individuelle Bewältigungsstrategie) zu erwerben.

Während Tom optimistisch ist, dass man selbst mit einem schlechten Schulabschluss (oder einem Hauptschulabschluss) noch „*mehrere Chancen*“ hat, werde es ohne Abschluss allerdings „*schwierig*“. Tom hat die Vorstellung, dass man ohne Schulabschluss sehr geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt hat (= ursächliche Bedingung 3). Auch ein Ausbildungsabbruch betrachtet er als Risiko (= ursächliche Bedingung 4): Dies könne dazu führen, „*dass der Arbeitgeber ihn nicht annimmt*“.

Entsprechend hat die Betonung in seiner Zukunftsvorstellung, dass er mit 30 eine Ausbildung „fertig gemacht“, also abgeschlossen und nicht abgebrochen haben werde, ihre Ursache darin, dass er eine abgebrochene Ausbildung als ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit ansieht. Damit verbunden ist seine Angst keinen Ausbildungsplatz als Tischler zu bekommen, also ausbildungslos zu bleiben (= ursächliche Bedingung 5). Dies ist wahrscheinlich verbunden mit der Angst einen alternativen Beruf erlernen zu müssen, der ihm keinen Spaß macht, was das Risiko auf individuell verschuldete Arbeitslosigkeit wiederum erhöhen würde.

Die Ausbildung zum Tischler entspricht seiner Vorstellung von einer „vernünftigen“ Ausbildung. Weil die Tischlerarbeit im Vergleich zur Tätigkeit eines Zimmerers „viel feiner“ sei, zieht er diese holzverarbeitende Tätigkeit vor. Entsprechend argumentiert Tom mit der Dimension „Anspruchsniveau“ und der individuellen Komponente. Auch verspricht er sich von seiner Berufswahlentscheidung „Spaß an der Arbeit“ und insofern einen Selbstschutz vor Arbeitslosigkeit, denn als weitere ursächliche Bedingungen (6) für Arbeitslosigkeit nimmt er „keinen Bock zu arbeiten“ und „keinen Spaß an der Arbeit“ an. Dementsprechend viel Bedeutung misst er seinem Berufswunsch bei (= intervenierende Bedingung).

Die hieraus resultierende Unsicherheitsbetroffenheit wird u. a. darin deutlich, dass er sich Gedanken „über den Schulabschluss und über die Ausbildung“ macht, „wie das da so weitergeht“, ob er einen Ausbildungsplatz bekomme, das sei „natürlich schwer, so im Holzbereich“. Zwar betreffe ihn Arbeitslosigkeit „so gut wie gar nicht“, weil er „ja eigentlich reichlich“ arbeite, doch mache er sich seit er zwölf sei, d. h. seit er die weiterführende Schule besuche, schon ein paar Gedanken über Arbeitslosigkeit, „weil wenn ich hinterher nicht so ne gute Ausbildung hinkriege oder keinen Beruf kriege, dann is ja auch so Arbeitslosigkeit dabei“.

Auch bei Achmet resultiert das Phänomen Unsicherheitsbetroffenheit aus drei intervenierenden und zwei ursächlichen Bedingungen, die sehr stark mit seiner Arbeits- und Familienorientierung, insbesondere seiner Rollenerwartung, verbunden sind: Achmet hat in Bezug auf Arbeit und Arbeitslosigkeit vor allem die Bedeutung für die Familie im Auge. Familie ist die zentrale Kategorie. Das zeigt sich auch in seiner Schilderung der Folgen von Arbeitslosigkeit. Diesbezüglich hat er nicht nur die Folgen für die Familie im Sinn. Außerdem sieht er eine männliche Person als Ernährer und Versorger der Familie, der bei Arbeitslosigkeit versagt hat, mit der Folge, seiner Familie keine teuren Sachen mehr kaufen zu können. Achmet nimmt an, dass der arbeitslose Mann deshalb vielleicht von seiner Frau verlassen wird, „weil der nicht so viel mehr Geld äh nach Hause bringt“. Damit argumentiert Achmet nicht nur mit den Dimensionen „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ und den „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“, sondern zeigt auch eine sehr geschlechterstereotype Orientierung. Gleichzeitig sieht Achmet sich selbst einem starken „situativen Arbeitsdruck/Druckmotivation“ ausgesetzt, wobei auch die „Belastungen

durch Arbeitslosigkeit“ eine Rolle spielen. Er wolle nicht arbeitslos sein, er wolle eine Arbeit haben, Arbeit sei für ihn „*sehr wichtig*“, weil er eine Familie gründen (konkrete private Lebensgestaltung: zwei Kinder, eine Frau, ein Haus) und ein „*vernünftiges Leben*“ haben wolle. Hierunter versteht er nicht nur Familie als private Lebensform, sondern auch einen gewissen Lebensstandard. So will er „*nich so arm leben*“, sich auch etwas teurere „*Sachen leisten*“ können. Sein stärkstes Arbeitsmotiv ist jedoch die Familie. So will er nicht nur für seine Kinder und seine Frau, sondern „*allgemein*“ für seine Familie sorgen, d. h. auch seine „*Mutter und so*“ „*reinbeziehen*“. Um dieser Rolle entsprechen zu können, braucht er „*eine gute Arbeit*“. Diese Rollenerwartung wird außerdem zur intervenierenden Bedingung hinsichtlich der Unsicherheitsbetroffenheit. Diese intervenierende Bedingung scheint von einer weiteren intervenierenden Bedingung tangiert zu sein: Achmets Migrations- und kulturellem Hintergrund (beide Eltern in der Türkei geboren; Türkisch als Muttersprache).

Ursächlich bedingt ist die Unsicherheitsbetroffenheit außerdem durch seine Vorstellung, dass Arbeitslose ohne oder „*nur*“ mit Hauptschulabschluss mit Arbeitslosen, die einen Realschulabschluss haben um Arbeitsplätze konkurrieren. Hiermit im Zusammenhang steht die Vorstellung, dass insbesondere Menschen ohne Abschluss oder „*nur*“ mit einem Hauptschulabschluss arbeitslos sind. Es gebe aber vielleicht auch unter denjenigen mit Realschulabschluss Arbeitslose. Dadurch werde die Suche nach der Arbeit, „*die man will*“ bedeutend schwieriger, „*weil die wollen wahrscheinlich alle die gleiche*“. Diese ursächliche Bedingung ist im Zusammenhang mit der intervenierenden Bedingung, dass Ahmet selbst die Hauptschule besucht, zu sehen.

8.2.1.2 Erklärungsversuche des eigenen Arbeitslosigkeitsrisikos

Neben der Verwobenheit ursächlicher und intervenierender Bedingungen fallen dahinter stehende Erklärungsversuche durch die Schüler ins Auge.

So vermutet beispielsweise Melek hinter der Rekrutierungspraxis Hauptschulabsolventen von vornherein abzulehnen, die (irrtümliche) Annahme der Beschäftigten, Hauptschüler wären den Arbeitsinhalten kognitiv nicht gewachsen.

Damir führt die Rekrutierungspraxis auf die Signalwirkung der Hauptschule zurück. So hafte einem das Stigma „Hauptschüler“ weiterhin an, wenn man den Realschulabschluss auf der Hauptschule erworben habe. Indirekt argumentiert auch Larina mit der *Signaling-Theorie*: „*Es ist schwer Arbeit zu finden*“, weil, „*nicht viele Firmen nehmen einen*“ bzw. „*nicht jeder nimmt einen*“, weil darauf geachtet werde, „*auf welcher Schule man war, welchen Abschluss*“ man habe. Daraus resultiert die Einschätzung bzw. das Statement: „*Also wir Hauptschüler, wir habens eigentlich schlecht*“ sowie „*also Hauptschüler haben nich gute Chancen*“.

Alex vermutet, ähnlich wie Melek, dass die Beschäftigten deshalb u. a. auf Noten achten, weil sie von den Noten auf die Arbeitsleistung schließen: „*wenn er gute No-*

ten hat, dann muss er fleißig sein und so denken die“. Mit dem „so denken die“ distanziert sich Alex von der vermuteten Denkweise der Beschäftigten. Alex ist der Meinung, dass man auch gut arbeiten können muss und dass schlechte Schüler handwerklich durchaus sehr „begabt“ sein und „gut arbeiten können“.

Anna liefert eine sehr umfassende Erklärung, warum man heute im Vergleich zu früher mit einem Hauptschulabschluss nur „sehr wenig“ Arbeitsplätze „kriegen“ kann (siehe hierzu auch Kapitel 7). Sie verweist zum einen darauf, dass es heute „sehr viele verschiedene[.] Schulabschlüsse[.]“ gebe, dass Beschäftigte heute „strenger“ seien als früher und dass man heute für „fast alles Abitur oder so was“ brauche. Letzteres begründet sie damit, dass Abiturienten vielleicht „mehr Arbeitsleistung bringen können als welche, die einen Hauptschulabschluss haben oder so was“. Etwas später vermutet sie, dass „sie“ (die Arbeitgeber) heute vielleicht „mehr Leistung haben“ wollen als früher. Argumentiert wird außerdem mit der historischen Dimension. Diese bringt sie in Zusammenhang damit, dass früher mehr gearbeitet wurde und Deutschland früher „mehr Geld“ hatte. Auch hätten „sie“ früher „richtig viele Arbeiter“ gehabt. Heute würden „sie“ (die Arbeitgeber) hingegen „nur noch gute“ (=Abiturienten) „nehmen“, weil Abiturienten „besser rechnen, Englisch reden“ können. Dies sei in manchen Berufen auch von Vorteil. Andere hingegen, ihre Eltern z. B., könnten „fast gar nicht“ Englisch sprechen, weil man dies früher „ja auch nicht gelernt“ habe. Es sei damals nicht notwendig gewesen, weil „fast nur Deutsche“ in Deutschland gelebt hätten. Heute seien Fremdsprachenkenntnisse notwendig, weil „viele Ausländer“ in Deutschland lebten, die „auch kein Deutsch können“. Gegen Ende des Interviews äußert sie im Zusammenhang mit dem Impulswort „Bildung“ außerdem die Vermutung, „dass viele Leute nur noch Leute mit Bildung nehmen, halt die viel wissen und so. Und die Leute, die ein bisschen weniger wissen, ja keine Arbeit haben“. Diese Rekrutierungspraxis begründet sie damit, dass manche vielleicht „nur“ an den „Ruf von ner Firma“ denken, dass der „gut bleibt“.

Während manche Schüler sich aktiv um Erklärungen für Rekrutierungspraxis und Entwertung des Hauptschulabschlusses bemühen, zum Teil zur Entlastung Schuldige suchen, stellen die Vorstellungen manch anderer Schüler offenbar keine Erklärungen bereit. So hat beispielsweise Alexandra zwar die Vorstellung, dass es aufgrund ihres Hauptschulbesuches sogar schwer werde „wenigstens irgendeine Arbeit“ zu finden, doch enthält diese Vorstellung augenscheinlich keine zufriedenstellende oder gar entlastende Erklärung, warum dies so ist. Bewältigt wird die hierdurch entstehende Unsicherheitsbetroffenheit allerdings u. a. kollektiv mithilfe eines psychologischen *Copings*, indem sie mit ihren Freunden über das schlechte Image der Hauptschule und die damit verbundene schwierige Arbeitsmarktsituation spricht.

Auch verweist insbesondere Annas Erklärungsversuch auf eine fachdidaktische Herausforderung, zumal eine solche Erklärung nicht zuletzt Ressentiments gegenüber Minderheiten schüren kann.

8.2.1.3 Unsicherheitsbetroffenheit im Zusammenhang mit der Arbeitsorientierung

Das Phänomen Unsicherheitsbetroffenheit ist nicht nur durch ursächliche und intervenierende Bedingungen sowie den Kontext beeinflusst. Mit Bezug auf Heinemann und die Attributionstheoretiker Heider und Weiner wird angenommen, dass für seine Ausprägung darüber hinaus die Arbeitsorientierung des jeweiligen Falles, seine Vorstellungen zu Arbeitslosigkeit in Bezug auf Ursachen, Folgen und Bewältigungsmöglichkeiten sowie seine Zukunftsvorstellungen (Wünsche und Erwartungen) relevant sind.

Lebensentwürfe und Arbeitslosigkeitsvorstellungen der Jugendlichen wurden bereits in Kapitel 7 thematisiert. Nachfolgend werden die elf aufgrund ihrer Homogenität in Bezug auf die Unsicherheitsbetroffenheit und ihre Ursachen theoretisch ausgewählten Fälle in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann (1978) (siehe Kapitel 3.1) eingeordnet. Die Zuordnung der Schüler zu den fünf Haltungstypen, die Heinemann (1978, 49f.) auf der Basis der sich überlagernden vier Dimensionen der Arbeitsorientierung und der drei Komponenten der einzelnen Dimensionen entwickelte, ermöglicht weitere Aussagen hinsichtlich der Unsicherheitsbetroffenheit dieser Schüler. Denn Heinemann (1978, 42) zufolge entscheiden Einstellungen, Werthaltungen, Erwartungen in Bezug auf Arbeit und Beruf einerseits darüber, ob Leistungen und Funktionen von Arbeit für den Einzelnen bedeutsam sind und zu Arbeitsmotiven werden. Andererseits beeinflusst die Arbeitsorientierung Ursachen und Wirkungen des Arbeitsplatzverlustes (vgl. Heinemann 1978, 42).

Die Zuordnung der Schüler zu den fünf Haltungstypen ergibt, dass alle sechs im Sinne des minimalen Vergleichs theoretisch ausgewählten Jungen¹⁵ eine eher instrumentell-ökonomische Handlungsorientierung aufweisen. Sie betrachten Arbeit vor allem als „Möglichkeit des Geldverdienens“ (ebd., 50) und als „Möglichkeit der Verwirklichung außerberuflicher Wünsche und Ziele“ (ebd., 52). Auch ist ihre Beziehung zur Arbeit eher zweckrational und instrumentell und durch eine stark ausgeprägte Trennung von Arbeit und Freizeit gekennzeichnet. Ferner sind ihre beruflichen Werterwartungen auf ein hohes Einkommen und ihre Ansprüche auf einen sicheren Arbeitsplatz gerichtet. Die wirtschaftliche Abhängigkeit und die in der Ar-

15 Damir, Gustav, Sandro, Alex, Tom, Achmet.

beitslosigkeit befürchteten Einkommensverluste erzeugen bei ihnen einen besonders starken Arbeitsdruck (vgl. ebd., 50f.).

Somit können alle sechs Jungen in der Tendenz dem ersten Haltungstypen zugeordnet werden. Allerdings ist diese Zuordnung bei keinem eindeutig und ausschließlich. So tendieren vier¹⁶ der sechs Jungen auch noch zum zweiten Haltungstypen, einer¹⁷ zum fünften und ein anderer¹⁸ leicht zum dritten. Nachfolgende Beispiele sollen dies verdeutlichen:

Alex' konkrete Benennung des Berufswunsches zu Beginn und sein wiederholter Verweis auf den Faktor „Spaß“ sowie darauf, dass er sich eine „feste Arbeit“ wünscht und Arbeitsbedingungen wie lange Arbeitszeiten, Nachtdienst und gesundheitsgefährdende Tätigkeiten vermeiden möchte, deuten auf eine intrinsische Wertorientierung, die Dimensionen „Anspruchsniveau“ und „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ sowie auf die individuelle und die ökonomische Komponente der Arbeitsorientierung hin. Insbesondere wird mit *„eigentlich muss auch Arbeit Spaß machen“* auf eine „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ sowie ein „Anspruchsniveau“ verwiesen. Mit *„die Arbeit soll Spaß machen“* formuliert Alex außerdem eindeutig eine Forderung im Sinne einer solchen „beruflichen Werterwartung/Zugmotivation“ sowie eines „Anspruchsniveaus“. Für ihn hätte Arbeit keinen Sinn, wenn sie keinen Spaß macht. Sie wäre dann langweilig. Trotz dieser Hinwendung zur intrinsischen Wertorientierung dominiert letztlich die extrinsische Wertorientierung. Die ökonomische Komponente und die Dimension „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ erscheinen hinsichtlich der Arbeitsorientierung als sehr bedeutsam. Arbeit bedeutet Einkommen. Geld ist notwendig um zu leben. Es ist das zentrale Element. „Kein Geld“ ist außerdem für Alex die zentrale Folge von Arbeitslosigkeit, mit der Konsequenz, nicht konsumieren zu können. Auch kann dann die Verantwortung für die Familie nicht erfüllt und somit die Familie nicht ernährt werden. Entsprechend deutet dies auf einen „situativen Arbeitsdruck/Druckmotivation“ sowie auf eine Argumentation mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ und der ökonomischen Komponente an. Ebenso wird mit der Vorstellung Arbeitslose *„sitzen den ganzen Tag zuhause rum“* die raum-zeitliche Strukturierungsleistung der Arbeit angesprochen, die in der Arbeitslosigkeit wegfällt: Demnach bedeutet Arbeitslosigkeit „Einbuße eines die Zeit strukturierenden Elements, sie führt in Abwechslungs- und Kontrastarmut und damit in eine Eintönigkeit des Tagesablaufes“ (Heinemann 1978, 17). Außerdem wird mit dieser Vorstellung Passivität auf Seiten der Betroffenen angenommen und eine Handlungs-

16 Damir, Gustav, Alex, Tom.

17 Achmet.

18 Sandro.

ohnmacht unterstellt. Diese Passivität resultiert für Alex auch daraus, dass man als Hartz IV-Empfänger mehr bekomme als wenn man arbeite. Obwohl Alex diese daraus folgende passive Haltung bzw. das „nicht arbeiten wollen“ ökonomisch gesehen nachvollziehen kann, findet er es „*besser*“ einer Arbeit nachzugehen. Insofern deutet dies darauf hin, dass Arbeit als soziale Norm anerkannt wird, die erfüllt werden muss. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung dominieren an dieser Stelle die Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ sowie die soziale Komponente. Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann verweist somit auf den ersten Haltungstypen mit starker Tendenz zum zweiten Haltungstypen.

Achmet assoziiert Arbeit primär mit Einkommen bzw. „*Geld verdienen*“. Doch verdiene man dieses Geld nicht (nur) für sich, sondern vor allem für die Familie, „*damit man alles teilen kann*“. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung wird mit den Dimensionen „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“, „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, der ökonomischen, zum Teil auch mit der sozialen Komponente, bei insgesamt extrinsischer Wertorientierung argumentiert. Zusammen mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ argumentiert Achmet mit diesen Dimensionen auch in Bezug auf die Folgen von Arbeitslosigkeit. Für ihn hat ein männlicher Ernährer bei Arbeitslosigkeit versagt, kann seiner Familie keine teuren Sachen mehr kaufen und wird deshalb vielleicht von seiner Frau verlassen.

Neben der Einkommensfunktion nennt Achmet zunächst nur einen negativen Aspekt von Arbeit: Arbeit beschneidet die Freizeit, stellt insofern einen Zeitfresser dar. Diese Wahrnehmung bekräftigt die Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“. Gefragt nach seinen bisherigen Arbeitserfahrungen greift Achmet diesen negativen Aspekt wieder auf. So nennt er zunächst die negativen Aspekte seines Praktikums bei einem Automobilverkäufer. Er habe „*sehr viel sehr früh aufstehen*“ und „*sehr lang arbeiten*“ müssen. Dies bewertet er als „*nicht so gut*“. Nach einer kurzen Pause schwenkt er dann jedoch um und sagt: „*Eigentlich hab ich auch nur positive [Erfahrungen] gemacht, weil die Leute, wo ich gearbeitet habe, waren auch sehr nett zu mir. Kann man sich nich beschweren*“.

Zum positiven Erleben des Praktikums hat insofern vor allem die Befriedigung des Bedürfnisses nach sozialer Eingebundenheit geführt (vgl. Deci/Ryan 1993).

Die raum-zeitliche Strukturierungsfunktion von Arbeit hat Achmet auch hinsichtlich seiner Vorstellung seines zukünftigen Arbeitsalltags vor Augen. So stellt er sich vor, früh aufzustehen, zur Arbeit zu fahren und dann spät wieder nach Hause zu kommen. Abermals betont er die Beschneidung der Freizeit durch Arbeit. Obwohl der Beruf des Automobilkaufmannes sein Traumberuf zu sein scheint und er auf einen solchen Ausbildungsplatz hofft, ist bei ihm die Trennung zwischen Arbeit und Freizeit stark ausgeprägt. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung verweist dies erneut auf die Dimensionen „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“, „berufli-

che Werterwartung/Zugmotivation“, eine extrinsische Wertorientierung, die ökonomische und die soziale Komponente. Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet deshalb auf ersten Haltungstypen mit starker Tendenz zum fünften hin.

Zunächst überwiegen bei Sandro in Bezug auf die Arbeitsorientierung die Dimension „berufliche Erwartungen/Zugmotivation“ sowie die ökonomische Komponente und die Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ und eine vor allem extrinsische Wertorientierung. Geld ist zentral, denn ohne Geld kann man nicht leben. Insofern ist Arbeit eine zwingende Notwendigkeit (Druckmotivation), gleichzeitig liegt eine Angstmotivation im Sinne der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ vor. Darüber hinaus wird die Strukturierungsleistung der Arbeit betont. Im Gegensatz dazu wird Arbeitslosigkeit als „Abwechslungs- und Kontrastarmut“ (Heinemann 1978, 17) erlebt. Beklagt wird außerdem die finanzielle Abhängigkeit von sozialstaatlichen Leistungen. Passivität auf Seiten der Betroffenen wird angenommen und eine Handlungssohnmacht wird unterstellt, wenn man *„sein Leben nicht mehr fan- finanzieren kann“*. Die Konsequenz *„dann würde dann zugrunde gehen“* deutet darauf hin, dass Bewältigungsstrategien auf individueller Ebene nicht gesehen werden und externe Kontrollüberzeugungen dominieren. So nennt Sandro ausschließlich staatliche und gesellschaftliche Interventionsmöglichkeiten bzw. Bewältigungsstrategien: Hartz IV, Spenden sowie der Versuch der Jobvermittlung. Hartz IV bzw. die staatliche Unterstützung verleite aber zu Passivität und Schmarrotzertum, weswegen Sandro empfiehlt, Hartz IV zu reduzieren. Auch sollten Arbeitslose vorweisen müssen, dass sie nach Arbeit suchen. Die genannte Bewältigungsstrategie *„egal was es für ein Job ist, Hauptsache er hat einen, egal wie viel man verdient, aber er soll einen Job haben“* bedeutet, dass Arbeitslose zu einer akkomodativen Bewältigungsstrategie und zu einem sozialen *Coping* gezwungen werden sollen. Insbesondere der letzte Teil *„aber er soll einen Job haben“* zeigt, inwiefern Arbeit als soziale Norm interpretiert wird, die erfüllt werden muss. Eine Rolle spielen hier der „situative Arbeitsdruck/Druckmotivation“ und die soziale Komponente. Deutlich wird außerdem, dass die mit Arbeit erreichte finanzielle Unabhängigkeit (von den Eltern), ausgedrückt in *„sein eigenes Geld verdienen“*, eine zentrale Motivation darstellt. Schließlich verdeutlicht der Berufswunsch Lackierer in Bezug auf die Arbeitsorientierung die Bedeutung der individuellen Komponente, eine intrinsische Wertorientierung sowie die Dimensionen „Anspruchsniveau“ und „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“. Diese eher intrinsische Wertorientierung regt zu einer aktiven Bewältigungsstrategie an: *„Also von Anfang an wollt ich Lackierer werden. Und dann hab ich auch gleich wegen Praktikum da angefragt“*.

Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet auf den ersten Haltungstypen mit Tendenz zum dritten Haltungstyp hin.

Bei den Mädchen verhält es sich ein bisschen anders. Hier tendieren drei¹⁹ der fünf Mädchen in erster Ausrichtung sehr klar zum ersten Haltungstypen. In zweiter Ausrichtung ist bei zweien²⁰ eine Tendenz zum fünften, bei der dritten²¹ eine Tendenz zum zweiten sowie zum dritten Haltungstypen erkennbar.

So sind beispielsweise in Larinas Einstellung zur Arbeit die Begriffe „Geld“ und „Stress“ bzw. „stressig“ zentral. Demnach dominieren hinsichtlich der Arbeitsorientierung die Dimensionen „berufliche Erwartungen/Zugmotivation“ und „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ sowie die ökonomische Komponente. Zwar bedeutet Arbeit vorwiegend Stress und Anstrengung und „*is nicht immer gut*“, doch dient Arbeit vor allem dazu Geld zu verdienen. Das Einkommen wiederum ist notwendig, um der Verantwortung für die Familie nachkommen, d. h. die Familie versorgen, aber auch um konsumieren zu können. Insofern wird Arbeit zu einer zwingenden Notwendigkeit. Entsprechend der Einkommensfunktion, die bei Arbeitslosigkeit zusammen mit der Konsummöglichkeit wegbricht, dominiert außerdem die Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“. Indem man „*hart*“ arbeitet, kann man seinen sozialen Status sichern.

Die vorwiegend extrinsische Wertorientierung wird zum Teil durch die Dimension „Anspruchsniveau“ und die individuelle sowie soziale Komponente ergänzt. Und zwar dann, wenn davon die Rede ist, um welche Aspekte der Traumberuf kreist. Doch würde dieser, sofern es zum kritischen Lebensereignis Arbeitslosigkeit kommt, notfalls zugunsten irgendeines Jobs aufgegeben. Auch in den Aussagen, dass Arbeit trotz des Stresses und ihres Zwangscharakters „*auch Spaß*“ macht und dass sie Arbeiten mehr mag als Schule, weil man dann ungestört seine Tätigkeit verrichten könne, deutet sich eine leichte intrinsische Wertorientierung an. Allerdings drücken die „Verzichts“-Bewältigungsstrategien, „*geizig sein müssen*“, „*nicht so viel ausgeben*“, „*sich nichts mehr richtig gönnen dürfen*“, die bei Arbeitslosigkeit gezwungenermaßen ergriffen werden müssen, eine „außerberufliche“ Handlungsorientierung aus. Arbeit stellt für Larina somit vor allem eine „Möglichkeit der Verwirklichung außerberuflicher Wünsche und Ziele“ (Heinemann 1978, 52) dar. Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann verweist daher auf einen Mischtypen aus ersten und fünften Haltungstypen.

Am Anfang von Isabells Argumentation steht die Familiengründung als normalbiographisches Element, welches einerseits mit einem gewissen Zögern („*wollte eigentlich*“) genannt, andererseits mit dem Anspruch, eine „*glückliche*“ Familie ha-

19 Anna, Larina, Isabell.

20 Anna, Larina.

21 Isabell.

ben zu wollen, versehen wird. Bereits zu Beginn deuten sich Bewältigungsversuche an: Es geht darum sein Leben im Sinne einer Normalbiographie zu bewältigen. Ein solch „gutes“ Leben wird durch Arbeit möglich. Deswegen versucht Isabell ihr Bestes zu geben und *„beim KFZ durchzukommen“*. Die Strategie „sein Bestes geben“ ist mit der Konsequenz verbunden, „gut leben“ zu können. Hierin deuten sich vor allem individuelle Kontrollüberzeugungen und eine individuelle Ursachenattribution an.

Im Hinblick auf die Arbeitsorientierung dominieren die Dimension „berufliche Erwartungen/Zugmotivation“ sowie die ökonomische Komponente. Mit der konkreten Nennung des Berufsziels (KFZ-Mechatronikerin), verbunden mit den Aspekten *„anderen helfen“*, *„dabei auch für sich selbst was zu tun“*, *„man kann diesen Job“*, werden der Arbeitsorientierung die individuelle Komponente und eine stärker intrinsische Wertorientierung hinzugefügt. Außerdem findet die Argumentation vor dem Hintergrund der Dimension „Anspruchsniveau“ statt. Daneben ist „Geld“ der zentrale Begriff. „Geld verdienen“ ist eine zentrale Funktion von Arbeit, weil darüber ein gutes Leben möglich wird. Arbeit bedeutet Geld und Geld ist notwendig, um sein *„späteres Leben abzusichern“* und um *„gut leben“* zu können. Insofern ist Arbeit auch im Sinne der Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ eine zwingende Notwendigkeit. Arbeit stellt außerdem einen Versuch dar, *„nicht gleich auf der Straße zu landen“*. Entsprechend liegt auch eine Angstmotivation im Sinne der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ vor, denn Arbeit verleiht eine gewisse Sicherheit und Unbeschwertheit, indem man weiß, dass man selbst, aber auch die Familie versorgt ist. Man gilt außerdem als faul und unselbstständig bzw. als abhängig von den Eltern, wenn man keine Arbeit hat. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung bedeutet dies eine Argumentation mit den Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“, „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ sowie der ökonomischen und sozialen Komponente. Diese Arbeitsorientierung zeigt sich auch in ihrer Auffassung, dass Arbeitslosigkeit Stress erzeuge, *„weil die meisten dann ja nichts mehr zu tun haben“*. Arbeit fasst Isabell insofern als soziale Norm und als ein Zeitstrukturierendes Element auf, das für Abwechslung und Kontrast sorgt. Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet vor diesem Hintergrund auf einen Mischtypen aus ersten und zweiten bzw. dritten Haltungstypen hin.

Melek und Alexandra weichen erkennbar von den drei anderen Mädchen ab: Meleks Arbeitsorientierung verweist auf den vierten und dritten Haltungstypen, während Alexandra zum zweiten und vierten Haltungstypen tendiert.

Melek nimmt an, dass die meisten Menschen *„viel erreichen“* wollen. Diesen Wert hat Melek für sich selbst übernommen. Auch sie möchte *„viel erreichen“*. Dies geschieht über einen adäquaten Job, möglichst in einer erfolgreichen, angesehenen

Firma. Sie unterstellt den meisten Menschen eine Arbeitsorientierung, bei der die Dimension „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, die Dimension „Anspruchsniveau“, eine extrinsische Wertorientierung (Sozialprestige) sowie die soziale Komponente dominieren. Dies trifft auch auf ihre eigene Arbeitsorientierung zu. Es geht ihr um Anerkennung und Selbstdarstellung. Darüber hinaus sollten die eigenen Interessen und Talente die Berufswahlentscheidung bestimmen. In Bezug auf die Arbeitsorientierung dominieren insofern die Dimensionen „Anspruchsniveau“, „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, eine intrinsische Wertorientierung sowie die individuelle Komponente, insbesondere der individuell-interessensbezogene Schwerpunkt. Die Relevanz des Einkommens bzw. Geldes wird allerdings auch gesehen. Obwohl sie die Einkommensfunktion den Interessen nachordnet, ist „Geld“ eine zentrale Kategorie, die durchweg mitgedacht und vorausgesetzt wird. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung deutet dies auf die Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, „Anspruchsniveau“, eine extrinsische Wertorientierung sowie die ökonomische Komponente hin. Mit der Aussage *„natürlich ist auch=is auch wegen dem Geld“* wird Arbeit außerdem zu einer zwingenden Notwendigkeit im Sinne der Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“.

Arbeit bedeutet auch *„mehr von der Welt“* zu sehen, *„mehr Wissen“* zu bekommen. Entsprechend der Funktionen und Leistungen, die Arbeit für den Einzelnen erfüllt, wird hiermit die soziale, wirtschaftliche und technische Realitätserfahrung angesprochen:

„Arbeit ist entscheidende Realitätserfahrung, die für die eigene Wirklichkeitskonstruktion, das Verständnis und die Beziehung von Realitätsschicht und Irrealitätsschicht im eigenen Erleben und Handeln von großem Gewicht ist“ (Heinemann 1978, 22).

Hinsichtlich der Arbeitsorientierung werden insofern die Dimension „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, intrinsische und extrinsische Wertorientierungen sowie die individuelle Komponente, insbesondere der individuell-selbstwertbezogene Schwerpunkt angesprochen. Darüber hinaus erfüllt Arbeit auch einen alltagspraktischen Nutzen. Schließlich stellt Arbeit *„eine Art Zeitvertreib“* dar. Angesprochen wird hiermit die raum-zeitliche Strukturierungsfunktion, die den Lebensrhythmus gliedert. In diesem Zusammenhang ist auch die anschließende Aussage *„irgendwas aus seinem Leben zu machen“* und *„dem etwas Sinn verleihen“* zu verstehen. Mit dieser intrinsischen Wertorientierung wird insbesondere die individuelle Komponente mit ihrem individuell-selbstwertbezogenem Schwerpunkt verfolgt. Arbeit ist zu großen Teilen positiv besetzt und wird sehr stark mit der kontaktstiftenden Funktion assoziiert. Nicht zu arbeiten wird als belastend erlebt, weil man sich *„faul“* vorkommt. Insofern wird mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“, der individuellen und der sozialen Komponente der Arbeitsorientierung argumentiert.

Das Gefühl arbeiten zu wollen, irgendwas zu tun haben zu müssen und seinem „*Körper Funktion [zu] geben*“, deutet darauf hin, dass Arbeit als eine zwingende Notwendigkeit aufgrund des Bedürfnisses nach eigener beruflicher Leistung empfunden wird (Dimension „situativer Arbeitdruck/Druckmotivation“). Auch wird indirekt auf die zeitliche Strukturierungsfunktion verwiesen. Arbeit bedeutet Beschäftigung für Körper und Geist. Angesprochen wird insofern die individuelle Komponente, d. h. der individuell-selbstwertbezogene Schwerpunkt. Eindeutig liegt eine intrinsische Wertorientierung vor. Diese positive Arbeitsorientierung hat ihre Ursache offenbar in der Interaktion mit der Mutter, welche „*ja arbeitslos*“ sei. In Gesprächen vermittelt die Mutter Melek, dass sie sich in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter nicht besonders wohl fühlt. Sie rät Melek: „*werd nicht so wie ich. Fang erst mal an zu arbeiten anstatt zu heiraten, weil dann kriegst du- fühlst dich einfach wohler. Fühlst dich beschäftigt und bist auch klüger*“ (Melek, Zeile 517-520).

Während aus den Gesprächen mit der Mutter die positiven Eigenschaften bzw. die intrinsische Wertorientierung usw. resultieren, hat Melek durch die Interaktion mit dem Vater und durch das Handwerksbildungszentrum eher negative Aspekte von Arbeit verinnerlicht. So hat sie im HBZ die Berufe Friseur und Stuckateur kennen gelernt, woraus sie schließt, dass man „*einfach nur Geduld haben und einfach machen*“ muss, „*warten und sich Mühe geben*“. Durch den Vater hat sie wiederum in ihrer Kindheit erlebt, „*was arbeiten ist*“. Er sei „*immer so spät*“ und „*immer so angestrengt nach Hause gekommen*“. Daraus hat sie für sich abgeleitet, „*dass man viel arbeiten muss*“ und dass Arbeit keinen Spaß macht. Trotz ihrer eher intrinsischen Wertorientierung sowie der Dominanz der individuellen Komponente, weist ihre Einstellung zur Arbeit somit auch negative Aspekte auf. Entsprechend empfindet sie die Schule als „*angenehmer*“, weil man, wenn man arbeite „*immer stehen, immer was tun*“, „*intensiv sein*“ müsse. Auch sei es „*langweilig*“ und „*anstrengend, den ganzen Tag das Gleiche zu machen und das vielleicht jahrelang*“ (= Fließbandarbeit). Überhaupt sei Arbeiten „*anstrengend*“, weil man „*immer hin und herlaufen*“, sich „*um alles kümmern*“ und „*lange arbeiten*“ müsse. Auch brauche man „*richtig viel Geduld*“ und müsse sich „*echt Mühe*“ geben. Als Bewältigungsstrategie für diese eher prekären Arbeitsbedingungen verweist sie auf die Möglichkeit der beruflichen Selbstständigkeit. Zum Beispiel könne man als Apothekerin später eine eigne Apotheke eröffnen, „*wenn man immer weiter arbeitet und härter*“.

Die Interaktion mit dem Onkel und der soziale Vergleich mit in ihren Augen erfolgreichen Menschen, führt Melek weg von dieser negativen Arbeitsorientierung. Meleks Onkel ist ihr Vorbild: Denn obwohl er „*nur*“ einen Hauptschulabschluss hat, hat er es in ihren Augen zu materiellem Wohlstand – ein großes Haus, eine Veranda, einen Garten – gebracht und etwas „*aus seinem Leben gemacht*“. Aus Gesprächen mit dem Onkel resultiert die Bewältigungsstrategie „*sich viel Mühe geben*“, die Schule weiter zu machen, sich weiter zu entwickeln und bilden. An solch

„erfolgreichen“ Menschen wie ihrem Onkel orientiert sie sich mit zunehmendem Alter – „*will auch so erfolgreich werden*“, „*viel erreichen*“, „*will etwas zeigen*“ – und will sich und anderen zeigen, was sie gut kann. Als Begründung für ihr „Ziel“ bzw. als Motiv nennt sie „*ein bisschen stolz*“ auf sich sein zu können, das Gefühl zu erleben „*viel geschafft*“ zu haben. Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet insofern auf den vierten Haltungstypen mit starker Tendenz zum dritten Haltungstypen hin.

Ähnlich wie Melek sieht sich auch Alexandra verschiedenen Arbeitsorientierungen ausgesetzt: Sie selbst entspricht am ehesten dem zweiten Haltungstyp mit starker Tendenz zum ersten der Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann. Sehr deutlich wird dies in der konkreten Nennung und Begründung des Berufswunsches Kinderkrankenschwester (wegen der Kinder). Hinsichtlich der Arbeitsorientierung wird hier mit der Dimension „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, Dimension „Anspruchsniveau“ sowie einer intrinsischen Wertorientierung und der individuellen Komponente, konkret dem individuell-interessensbezogenen Schwerpunkt, argumentiert. Der Berufswunsch wird an einer späteren Stelle mit der Aussage „*auf jeden Fall*“ noch einmal unterstrichen. Diese Aussage bildet einen Gegenpol zu der Aussage „*wenigstens irgendeine Arbeit*“. Allerdings hat sie sich eine Bewältigungsstrategie zurechtgelegt, für den Fall, dass sie ihren Berufswunsch nicht realisieren kann: „*wenigstens irgendetwas mit Kindern*“. Vom eigentlichen Motivationsgrund „eine Arbeit mit Kindern“ zu haben, weicht sie insofern nicht ab, auch wenn sie teilweise zu einem akkomodativen *Coping* bereit ist.

Die zu Beginn gemachte Aussage, dass Arbeit ihr Spaß machen sollte (= intrinsische Wertorientierung; individuelle Komponente; Dimension „Anspruchsniveau“) bricht sie ab, um auf zweckrationale Gesichtspunkte (Einkommenserwerb) zu verweisen: „*Mh ja Arbeit, das sollte mir auf jeden Fall- Arbeit ist ja für Geld verdienen sozusagen, aber man sollte ja dann auch da dran Spaß haben*“ (Alexandra, Zeile 22-25).

Zunehmend schwenkt sie um auf eine extrinsische Wertorientierung, die Dimension „berufliche Erwartung/Zugmotivation“ und die ökonomische Komponente: „*Also ja ohne Geld kann man ja nich leben, man muss ja Lebensmittel kaufen, Geld, Kleidung und was weiß ich noch alles und wenn man das nicht mehr hat dann verhungern wir oder sonstiges*“ (Alexandra, Zeile 258-261).

Die Konfrontation mit der Realität (dass sie eine Hauptschule besucht; dass ihre Mutter arbeitslos ist; dass ihre Schwestern schlechte Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen haben usw.) sowie die Appelle des Vaters und dessen Arbeitsorientierung, lösen bei ihr anscheinend eine Art Konflikt mit ihrer eigenen Arbeitsorientierung aus. Offenbar glaubt sie, eher dem ersten Haltungstyp entsprechen, also stärker eine extrinsische Wertorientierung und die ökonomische Komponente verfolgen zu müssen. Durch die Lehrerin wiederum wird sie in ihrem „natürlichen“

Haltungstyp bzw. ihrer eigentlichen, eher intrinsischen Arbeitsorientierung bestärkt: „Spaß“ an der Tätigkeit wird zu einem wichtigen Kriterium der Berufswahlentscheidung. Die Lehrerin argumentiert somit mit den Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ und „Anspruchsniveau“ sowie einer eher intrinsischen Wertorientierung und der individuellen Komponente.

Die Erkenntnis, dass man mit Arbeit Geld verdienen „muss“, macht Arbeit, die Alexandra eigentlich mehr aus einer intrinsischen Wertorientierung heraus verfolgt, für sie zu einer zwingenden Notwendigkeit, um Geld zu verdienen. Von der eher intrinsischen Wertorientierung nimmt Alexandra immer mehr Abstand genommen; Arbeit wird zu einer Pflicht, zunehmend dominiert die Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“. Mit dem Verweis darauf, dass Arbeit „Versorgung“ bedeutet, argumentiert sie eindeutig mit der ökonomischen Komponente, einer eher extrinsischen Wertorientierung und der Dimension „berufliche Erwartung/Zugmotivation“. Außerdem strukturiere Arbeit den Tag bzw. entscheide über die Zeitverwendung. Entsprechend bedeutet Arbeitslosigkeit für sie „Einbuße eines die Zeit strukturierenden Elements, sie führt in Abwechslungs- und Kontrastarmut und damit in eine Eintönigkeit des Tagesablaufes“ (Heinemann 1978, 17). Die Strukturierungsleistung der Arbeit, ausgedrückt durch „*geregeltes Leben*“, ist für Alexandra eine sehr wichtige Funktion von Arbeit. Da in der Arbeitslosigkeit die für sie so wichtige Strukturierungsleistung der Arbeit wegfällt, liegt in Bezug auf die Arbeitsorientierung auch die Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ vor. Die soziale Norm der Arbeit und ihre Strukturierungsleistung werden sehr stark betont. Sozial angepasst ist man, wenn man eine Normalbiographie „lebt“ bzw. ein klassisches Familienmodell verkörpert, in dem der Mann die Ernährerrolle ausfüllt. Dann hat man Teil an der Gesellschaft, ist anerkannt und akzeptiert:

„Ja teilhaben ist halt, wenn man sozusagen einer geregelten Arbeit nachgeht, dass die Menschen einen nich irgendwie blöd angucken, weil man keine Arbeit hat oder so. Sondern dass sie sozusagen, ja, okee, der hat ne Arbeit, der äh der hat Kinder, der hat eine Frau, was weiß ich, den äh- also den schließen sie ja nich grade so aus“ (Alexandra, Zeile 500-506).

Arbeitslosigkeit erscheint als ein kritisches Lebensereignis, dass sie als „*schrecklich*“ bewertet. Insbesondere der damit verbundene Verlust der raum-zeitlichen Struktur, die staatliche Abhängigkeit und vor allem der Verstoß gegen die Reziprozitätsnorm werden von ihr als belastend erlebt. Arbeit wird damit deutlich als soziale Norm in einer Leistungsgesellschaft herausgestellt, gegen die man bei Arbeitslosigkeit verstößt. Hinsichtlich der Arbeitsorientierung werden hier die Dimensionen „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“, „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ und vor allem die soziale und ökonomische Komponente angesprochen:

„Arbeit ist eine kulturelle und soziale Selbstverständlichkeit, eine soziale Norm, und man muß mit sozialen Diskriminierungen, Ablehnungen oder gar Verachtung rechnen, wenn man diese Norm nicht erfüllt, wird man das Stigma des Arbeitsscheuen, des ‚Versagers‘ tragen, auch wenn man durch die wirtschaftliche Lage zur Arbeitslosigkeit gezwungen ist“ (Heinemann 1978, 21).

Entsprechend vermutet Alexandra, dass Arbeitslose stigmatisiert und ausgeschlossen werden. Damit verweist sie zum wiederholten Male auf die Funktion bzw. Leistung von Arbeit „Sozialen Status/Sozialprestige“, die in der Arbeitslosigkeit wegfallen bzw. zu einem sozialen Defizit werden. Insofern wird mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“ und der sozialen Komponente argumentiert.

Die Analyse der individuellen Arbeitsorientierung der homogenen Fälle ergibt insgesamt, dass diese bei den meisten Schülern eher extrinsisch und ökonomisch ausgerichtet ist. Arbeit befriedigt für sie die Bedürfnisse nach Sicherheit und Unabhängigkeit und realisiert außerberufliche Ziele und Wünsche. Dabei wird Arbeit von allen als zwingende soziale und ökonomisch-finanzielle Notwendigkeit erlebt. Für manche liegt in der Arbeit aber auch eine Chance, Interessen nachzugehen und Anerkennung zu erfahren. Durch die kognitiv ernsthafte Repräsentation des Problems Arbeitslosigkeit und der unsicheren Tatsachenüberzeugung, werden nicht nur all diese Leistungen und Funktionen, die Erwerbsarbeit für die Schüler erfüllt bzw. erfüllen soll, infrage gestellt. Die Arbeitsorientierung verstärkt gleichzeitig das aufkommende Gefühl der Furcht und des Kammers, beeinflusst insofern die Unsicherheitsbetroffenheit.

Als ebenso bedeutsam erweist sich die bereits eingangs analysierte Tatsachenbetroffenheit mancher Schüler des *Samples*.

8.2.1.4 Unsicherheitsbetroffenheit im Zusammenhang mit Tatsachenbetroffenheit am Beispiel dreier Fälle

Der Zusammenhang zwischen Unsicherheits- und Tatsachenbetroffenheit wird im Folgenden am Beispiel der drei Fälle Lisa, André und Bettina näher betrachtet. Diese weichen ebenso wie Ben, Jakob, Justin, Nadine, Jessica und Tabea leicht von den oben angeführten Fällen ab. Zwar sehen auch diese Jugendlichen Arbeitslosigkeit ursächlich bedingt in einem qualifikatorischen *Mismatch*, d. h. konkret in schlechten Zeugnissen, keinen oder keinen guten Schul- und/oder Ausbildungsabschluss, fehlender Berufserfahrung usw. Allerdings beziehen sie, im Gegensatz zu den oben angeführten elf Fällen, in die Annahme eines qualifikatorischen *Mismatches* die Hauptschule bzw. den Hauptschulabschluss nicht explizit mit ein. Obwohl bei allen eine (zumindest leichte) Unsicherheitsbetroffenheit feststellbar ist, hat diese nur bei Bettina ihre Ursache im qualifikatorischen *Mismatch* und der intervenierenden Bedingung, nicht die besten schulischen Leistungen zu erbringen. Bei den anderen

drückt sich die Unsicherheitsbetroffenheit vielmehr in der Frage aus, was nach der Schule kommt, ob sie überhaupt einen Ausbildungsplatz bekommen oder Arbeit finden werden. Insofern setzen diese Jugendlichen ihren Hauptschulbesuch nicht mit dem angenommenen *Mismatch* in Beziehung und weichen damit von Sandro, Damir, Gustav, Alex, Tom, Achmet, Isabell, Larina, Alexandra, Melek und Anna ab.

Die drei im Folgenden aufgeführten Fälle, Lisa, André und Bettina weichen von den anderen Fällen aber auch deshalb ab, weil ihre Unsicherheitsbetroffenheit in einem starken Zusammenhang mit ihrer Tatsachenbetroffenheit steht. Diese kann, ähnlich wie eine positive Arbeitsorientierung, verstärkend wirken, weil die Folgen von Arbeitslosigkeit bereits in der „Opfer-durch-Nähe“-Rolle am eigenen Leib erlebt und Arbeitslosigkeit infolgedessen zu einer emotional negativ konditionierten Erfahrung wurde. Exemplarisch betrachtet wird der Zusammenhang Unsicherheitsbetroffenheit und Tatsachenbetroffenheit daher am Beispiel der drei leicht abweichenden Fälle Lisa, André und Bettina.

Der Fall Lisa: „Weil ich’s, so gesagt, an meinem Onkel und an meinem Vater sehe“

Lisa hofft auf eine gute Zukunft. Hierzu gehören für sie Arbeit, Kinder, d. h. Familie. Arbeit und Familie stehen dabei in Beziehung zueinander: *„nen Job haben, Geld verdienen, um halt der Familie was bieten zu können“*. Befriedigt werden sollen somit nicht nur die Grundbedürfnisse; sie will ihrer Familie auch darüber hinaus *„was bieten“*. Mit Arbeit könne man *„alles“* haben, *„ne Wohnung und dass man halt ja, so gesagt sich selber und halt die- eventuell die Familie ernähren kann“*. Auch sieht sie in Arbeit einen Schutz vor Armut, Obdachlosigkeit und vor staatlicher Abhängigkeit: *„Dass man halt jetzt nicht irgendwie unbedingt vom Staat abhängig sein muss oder wenns noch schlimmer kommt, halt irgendwann auf der Straße leben“* (Lisa, Zeile 89-92). Insofern ist Arbeit für Lisa *„so ne sichere Seite im Leben“*. In Bezug auf die Arbeitsorientierung dominieren die Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“, „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“ und „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“, eine extrinsische Wertorientierung, die ökonomische und zum Teil die soziale Komponente.

Die Zusammenarbeit mit Kollegen ist die Mindestanforderung, die Lisa an ihren Arbeitsplatz und ihre Arbeit stellt. Spaß muss nur *„ab und zu auch ein bisschen“* möglich sein; ein gutes Verhältnis zum *„Chef“* ist ihr da schon wichtiger, zumal sie Arbeitslosigkeit u. a. ursächlich bedingt sieht in Konflikten mit dem Vorgesetzten. In diesen vergleichsweise geringen Ansprüchen an ihre zukünftige Arbeit drückt sich bereits der für sie relevante Aspekt des sozialen Kontaktes und der guten zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Ihr persönlich sei *„der soziale Kontakt zu anderen Menschen [...] ziemlich wichtig“*. Sie müsse *„halt öfters unter Menschen sein“*. So ist ihr auch aus ihren bisherigen praktischen Arbeitserfahrungen in den

Berufen Hauswirtschafterin, Altenpflegerin und KFZ-Mechatronikerin der „*Menschenkontakt*“ in besonderer Erinnerung geblieben.

Der situative Arbeitsdruck resultiert außerdem aus ihrem Bedürfnis nach einer „*geregelte[n] Aufgabe*“; „*zu Hause sitzen und irgendwie immer ja, gar nix zu tun*“ sei nicht ihr Fall. Daher sind für Lisa neben dem sozialen Kontakt die raumzeitliche Strukturierungsfunktion und das Gefühl beschäftigt zu sein, was zu tun zu haben und somit auch keine Langeweile erleben zu müssen relevante Arbeitsmotive. Der „Aufforderungscharakter, den der Inhalt der Sache selbst besitzt und die Ansprüche der Aufgabe bestimmt, also inwieweit mit der Arbeit individuelle Interessen und Neigungen verwirklicht werden können“ (Heinemann 1978, 49), ist für sie hingegen irrelevant. So kann es „*irgendwas*“ sein, mit dem sie sich in der Arbeit beschäftigt. Auch stellt sie nüchtern fest, dass es im Bereich Hauswirtschaft, den sie kennen gelernt hat und in dem sie später arbeiten will, „*eigentlich auch nur ums Kochen*“ geht.

Ferner glaubt sie, dass Arbeit „*schwer sein kann, aber auch ziemlich einfach*“ und „*ab und zu einfach nur, so gesagt, ne Belastung ist*“. Für den Einzelnen bedeute Arbeit „*meist auch Stress*“. Dabei differenziert sie in „körperlichen“ und „seelischen“ Stress. Ersteren begründet sie damit, dass Arbeit „*manchmal auch anstrengend*“ sei, „*weil es ja auch ziemlich auf die Knochen geht und Gelenke*“. Sie veranschaulicht dies später an dem Beispiel LKW-Fahrer, „*dass es eben mit dem Rücken nach ner Zeit nich mehr geht*“. „Seelischen“ Stress bedeute Arbeit in der Hinsicht, dass „*irgendwas passiert oder so*“, „*dass zum Beispiel irgendwie halt jetzt jemand von den Menschen stirbt, den du halt immer- mit den du halt immer Kontakt hast da. Oder halt auch immer so gesagt die Angst, dass irgendwas passieren könnte*“ (Lisa, Zeile 67-71). Im „seelischen“ Stress taucht somit wieder die Relevanz der kontaktstiftenden Funktion der Erwerbsarbeit auf. Arbeit stellt für Lisa insofern nicht etwa deshalb eine psychische Belastung dar, weil sie befürchtet gemobbt zu werden oder dem Leistungsdruck nicht gewachsen zu sein, sondern liegt in der Furcht begründet, der für sie so wichtige soziale Kontakt zu den Kollegen, könnte von jetzt auf gleich verloren gehen. Sichtbar wird hierin auch eine externe Kontrollüberzeugung; es ist das Schicksal, dass seinen Lauf nimmt, auf das Lisa keinen Einfluss nehmen kann.

Die für Lisa hohe Relevanz der kontaktstiftenden Funktion der Erwerbsarbeit, resultiert außerdem aus ihren durch den Vater vermittelten Erfahrungen mit dem Beruf LKW-Fahrer: „*Und halt- man hat die Fam- äh nix von der Familie, man hat auch irgendwie nich grad sehr viel Kontakt, weil man ja da meistens alleine is*“. Lisa betrachtet dies als prekäre Arbeitsbedingungen, denen sie nicht ausgesetzt sein will. Deswegen hat sie sich für den Beruf der Hauswirtschafterin nicht etwa aufgrund ihrer Interessen und Neigungen entschieden, sondern offenbar deshalb, weil sie den sozialen Kontakt, den diese Tätigkeit bietet, so hoch schätzt. Die Einord-

nung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet somit auf den vierten Haltungstypen mit Tendenz zum ersten hin.

Der für Lisa hohe Stellenwert der kontaktstiftenden Funktion der Erwerbsarbeit korrespondiert auch mit ihren Vorstellungen zu den Ursachen von Arbeitslosigkeit. So nimmt sie an, dass Konflikte mit dem Arbeitgeber oder den Kollegen und grundsätzliches Fehlverhalten Entlassung bedeuten können. Darüber hinaus verweist sie auf Jugendliche, die *„nach der Schule keine Lust haben, einfach zu arbeiten“*, die *„zu faul sind, mehr Party machen wollen“*. Durch diesen Verweis distanziert sich Lisa gleichzeitig von solchen faulen, arbeitsunwilligen, hedonistisch orientierten Jugendlichen.

Explizit nach Gründen, die nicht in der Person selbst liegen, gefragt, nennt Lisa die Firmenpleite sowie die Möglichkeit, *„dass der Chef oder die Chefin halt das alles aufgeben will“* bzw. muss, weil *„nich genug Kunden da sind“* und die Firma aus diesem Grund pleitegeht. Ursächlich bedingt sieht Lisa Arbeitslosigkeit außerdem in „Überfüllung“, *„dass irgendwie die Firmen zu viele Menschen- halt zu viele Angestellte haben und dass keine Plätze mehr frei sind“*, sowie in einem qualifikatorischen Mismatch, *„dass man halt dafür nicht ausgebildet ist“*.

Entsprechend dieser Ursachen schlägt Lisa als Maßnahmen vor, dass eine Privatperson oder die Stadt mehr Firmen gründet oder mehr *„Kaufläden“* baut.

Explizit danach gefragt, was der Einzelne, der nicht entsprechend ausgebildet ist, tun kann, um seinen Arbeitsplatz zu behalten oder schnell einen neuen zu finden, sagt Lisa: *„Ich glaub, man soll ne Ausbildung anfangen.“* Jedoch legt die Formulierung nahe, dass Lisa diese Bewältigungsstrategie nicht zu ihrer eigenen macht.

Als weitere Handlungs- und interaktionale Strategie nennt Lisa außerdem die Möglichkeit, sich auch in anderen Regionen umzusehen und Mobilitätsbereitschaft zu zeigen: *„da muss man zwar umziehen, aber-“*. Zwar führt Lisa den Satz nicht zu Ende, doch sind es vermutlich die Belastungen durch Arbeitslosigkeit, die sie vor Augen hat. Hinsichtlich der Folgen sind es allerdings weniger die finanziellen als die psychischen, die Lisas Vorstellung dominieren. So führt Arbeitslosigkeit in ihren Augen quasi automatisch in Depression (*„wenn man dann halt selber depressiv wird“*) und in gesundheitsschädigendes Verhalten wie *„Trinken [...] oder noch schlimmer“*. Begleitet wird dies durch externale Kontrollüberzeugungen, Mutlosigkeit, Verzweiflung: *„ich schaff das irgendwie nich mehr“*, *„nicht mehr weiter wissen“*.

Gesellschaftlich gesehen sei eine hohe Arbeitslosigkeit eine *„ziemliche Belastung“* für Staat und Steuerzahler, mit der Folge, dass die Beschäftigten *„irgendwie mehr Steuern bezahlen“*, um die Arbeitslosen *„über Wasser [zu] halten“*. Lisa erkennt in der Arbeit somit auch eine sozialpolitische Relevanz. Sie nimmt an, *„dass*

der halt Staat nich so viele Menschen finanzieren muss“, wenn diese „selber was verdienen“.

Dass der Staat (und Steuerzahler) den Arbeitslosen hilft, indem er ihnen Wohnung, Nahrung und Kleidung bezahlt, findet Lisa einerseits „ziemlich gut“, weil es „klar“, d. h. selbstverständlich sei, „dass halt jeder Mensch eine Unterkunft braucht“. Andererseits vermutet sie, dass die Möglichkeit „einfach vom Staat [zu] leben“ und zu wissen, dass man „alles bezahlt“ bekommt, Arbeitslose auch dazu verleite nicht arbeiten zu gehen. Gleichzeitig ist Lisa aber im Sinne externaler Kontrollüberzeugungen der Meinung, dass man „wenn man so die Arbeit verliert“, „nich grad viel dran ändern“ kann. Andererseits kann sie – im Sinne internaler Kontrollüberzeugungen – nicht verstehen, dass manche Arbeitslose in eine resignative Phase geraten, in der sie keinen Ansporn haben weiter nach Arbeit zu suchen.

Im Vergleich zu ihren Freunden mache sie sich „auf jeden Fall“ mehr Gedanken über Arbeit, d. h. darüber, was sie „auf jeden Fall mal werden will“, wie viel sie „später verdienen möchte“ und „halt allgemein um alles hinzukriegen“. Damit grenzt sich Lisa nicht nur von ihren Freunden ab und rückt sich selbst in ein besseres Licht (auch eine Parallele zur angenommenen Faulheit mancher Jugendlicher). Ihre Gedanken verweisen auch auf „berufliche Werterwartungen/Zugmotivation“, Anforderungen und Ansprüche, die sie an Arbeit stellt und allgemein auf den Prozess der Berufswahlentscheidung. Dass sie auch viel über Arbeit nachdenke „um alles hinzukriegen“, deutet außerdem auf einen gewissen Erwartungsdruck hin. So habe sie nicht nur an ihren Eltern „gesehen“, auch hätten sie ihr „eigentlich auch immer beigebracht“, „dass es schon wichtig is“, „in die Schule zu gehen. Das halt nich irgendwie abzubrechen und dann halt später irgendwann zu sagen, oh ich muss ja arbeiten“ (Lisa, Zeile 313-316). Arbeitslosigkeit sieht Lisa somit auch verursacht durch einen fehlenden Schulabschluss.

Bedingt durch materielle Vergleiche mit Kindern, deren Eltern nicht arbeiten, erlebt sie Arbeit außerdem als zwingende Notwendigkeit, um materiell gut da zu stehen. Dies hat zur Folge, dass sie jetzt, wo sie „selber näher da [an Arbeit] ran komme“ „viel öfter“ über Arbeit nachdenke und „immer öfter“ mit ihrer Schwester, ihren Eltern und „guten Freunden, die das halt anders sehen“, über Arbeit spreche.

Das Thema Arbeitslosigkeit betrifft Lisa „natürlich“, denn, „es kann jeden treffen“. Natürlich könne es passieren, „dass man jetzt sofort nach der Ausbildung halt keinen Arbeitsplatz findet“. Treffen könne es jeden. Zwar hätten manche auch „Glück“, „dass es die halt nich trifft, aber irgendwann passiert immer mal“. Insofern stellt Arbeitslosigkeit für sie ein Schicksal dar, das nicht nur jeden treffen kann, sondern zwangsläufig „irgendwann“ „immer mal“ „passiert“. Deutlich werden somit externe Kontrollüberzeugungen, aber auch eine gewisse Abgeklärtheit, ein nüchterner Realismus, der gleichsam als Legitimierungsmöglichkeit dient: Ar-

beitslosigkeit kann jeden treffen, man selbst ist keine Ausnahme. Die Emotionen Furcht und Kummer sind hier nicht erkennbar. So befürchtet Lisa nicht etwa, dass sie in Zukunft arbeitslos sein könnte, sondern erwartet dies regelrecht. Dieser abgeklärte Realismus lässt sich wiederum als Bewältigungsstrategie im Sinne eines psychologischen *Copings* deuten.

Gleichzeitig macht sie sich derzeit viele Gedanken über Arbeitslosigkeit, weil sie „es“ an ihrem Onkel und an ihrem Vater „sehe“. Arbeitslosigkeit wird damit zu etwas Sichtbarem, zu einem Problem, das einem anhaftet. Ihre Tatsachenbetroffenheit ist mit einer Empathiebetroffenheit gekoppelt. „*Weil man sieht, dass die was machen wollen, aber halt nix finden*“, tue es „*manchmal ziemlich weh*“. Ihr Mitleid resultiert somit aus dem Arbeitswillen des Vaters und des Onkels, der unbefriedigt bleibt.

Für sich selber wünscht sich Lisa „*natürlich nich, dass so was passiert*“. Damit stehen Tatsachenbetroffenheit und Unsicherheitsbetroffenheit in engem Zusammenhang. So erzeugt das Erleben der väterlichen Arbeitslosigkeit bei Lisa den Wunsch, dieses kritische Lebensereignis möge sie nicht (be-)treffen. Doch hält sie es, wie oben gezeigt, „*natürlich*“ für möglich, dass sie in Zukunft arbeitslos ist. Demnach repräsentiert sie den Sachverhalt Arbeitslosigkeit kognitiv ernsthaft und erlebt die Emotionen Furcht und Kummer, ist also unsicher betroffen.

Sprachlich auffällig ist, dass sie das Personalpronomen „es“ verwendet, wenn sie von Arbeitslosigkeit spricht. Auch fällt auf, dass sie in verschiedenen Situationen nicht zum Personalpronomen „ich“ greift, sondern ein neutrales „man“ verwendet: „*Ich glaub, man soll ne Ausbildung anfangen*.“; „*es kann auch passieren, dass man jetzt sofort nach er Ausbildung halt keinen Arbeitsplatz findet*“; „*Also es tut manchmal ziemlich weh. Weil man sieht, dass die was machen wollen, aber halt nix finden*.“ Auf diese Weise baut Lisa eine gewisse Distanz auf. Dieser Distanzaufbau kann wiederum als Bewältigungsstrategie gedeutet werden, um sowohl mit der Tatsachenbetroffenheit als auch mit der Unsicherheitsbetroffenheit umzugehen.

Der Fall André: „du kriegst Hartz IV, mit dir will ich nix mehr am Hut haben“

Andrés Zukunftsvorstellung ist klar auf Erwerbsarbeit ausgerichtet. „*Geld verdienen*“ ist in diesem Zusammenhang zentral. Es soll nicht irgendeine Arbeit sein, die er verrichtet, sondern ein „*gute[r] Beruf vor allen Dingen, also nich so, wo man nur so n Euro-Job oder so*“. Deutlich formuliert er als Anspruchsniveau, was „seine“ Arbeit sicherstellen muss: Er muss damit „*seine Familie ernähren*“ und „*damit überleben*“ können. Vor allen Dingen soll die Erwerbsarbeit sicherstellen, dass man nicht „*auf der Straße*“ „*landet*“. Indem man mit Arbeit Geld verdient, werde man außerdem nicht zum Hartz IV-Empfänger. Er argumentiert somit nicht nur mit den Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ und „Anspruchsniveau“, sondern auch mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“, wodurch Arbeit zu einer zwingenden Notwendigkeit wird. Insgesamt wird eine extrinsische

Wertorientierung bei Dominanz der ökonomischen Komponente deutlich. André möchte von seiner Arbeit „überleben“ können, mehr verdienen als es mit einem Ein-Euro-Job oder Hartz IV möglich sei. Gleichzeitig drückt sich in seinem Anspruch „überleben“ zu wollen auch eine gewisse Bescheidenheit aus.

André verweist neben Einkommens- und Sicherheitsfunktion bzw. dem Schutz vor Armut und Obdachlosigkeit auch auf die kontaktstiftende Funktion von Erwerbsarbeit. So diene Arbeit auch dazu „unter Leute zu kommen“. Dies reizt ihn u. a. an seinem Berufswunsch Bus- und Bahnfahrer, „weil man kennt dann natürlich auch einige Leute aus dem Betrieb“. Ebenso bewertet er seine im HBZ gesammelten Arbeitserfahrungen als gut. Es habe „Spaß“ gemacht, auch in solche Berufe einen Einblick zu bekommen, die er sich gar nicht vorstellen konnte. Festgestellt hat André außerdem, dass die Arbeit manchmal „nich gerade leicht“ ist und man „auch richtig mit anpacken“ muss. Auch herrsche in Betrieben meist „ein harter Ablauf“. So gebe es „geregelte Zeiten“ und man könne nicht einfach Pause machen, wann man will. Diese von ihm wahrgenommene feste Zeitstruktur bzw. den „geregeltten Ablauf“ deutet er als Strategie der Betriebe, um produzieren zu können und infolgedessen „Arbeitsplätze auch länger [zu] erhalten“. Indem er Bus- und Bahnfahrer zu seinem Berufswunsch macht, der in seinen Augen „auch nen geregelten Ablauf“ bietet, macht er diese „Jobberhaltung“-Strategie der Betriebe zu seiner eigenen.

Die Einordnung in die Typologie der Arbeitsorientierung nach Heinemann deutet auf den ersten Haltungstypen mit starker Tendenz zum vierten hin, weil André in Arbeit auch die Möglichkeit sieht, „sozialen Erwartungen gerecht zu werden“ (Heinemann 1978, 51) und Diskreditierung zu verhindern, die mit Arbeitslosigkeit verbunden ist.

Auf der gesellschaftlichen Ebene betrachtet André einen hohen Beschäftigungsstand als positiv für das Image des jeweiligen Landes, das Land entwickle sich. Außerdem bedeute dies „mehr Steuereinnahmen“ und demzufolge eine geringere Staatsverschuldung. Das Gegenteil sei bei hoher Arbeitslosigkeit der Fall.

Keine Arbeit zu haben assoziiert André mit „weniger Geld“ haben, „weil man ja nur Geld vom Staat kriegt, dann halt Hartz IV“. Dabei versteht er unter Hartz IV eine steuerfinanzierte staatliche Hilfe, „damit man nich auf der Straße landet“, „die Leute dann wenigstens etwas Geld haben und nich betteln müssen“. Vor dem Hintergrund findet er Hartz IV „gut“. Dass die Arbeiter „so gesehen für die Leute, die Hartz IV kriegen, Steuern [bezahlen]“, findet er hingegen „schlecht“, „weil die verdienen sich ja ihr Geld“, während es viele Hartz IV-Empfänger gebe, „die nichts verdienen wollen“. Denn „die meisten sind entweder zu faul zum Bewerbungsschreiben oder sind halt ganz einfach unwillig zu arbeiten“. Arbeitslosigkeit sieht André somit u. a. ursächlich bedingt in Faulheit bzw. Arbeitsunwilligkeit.

„Gut“ findet er allerdings, dass Arbeitslose, die arbeiten wollen, aber keine Arbeit finden finanziell unterstützt werden. Ebenso erkennt André in „Hilfsläden“ wie Tafeln und Second-Hand-Shops ökonomisch sinnvolle Einrichtungen für Arbeitslose, denn dadurch bleibe den Arbeitslosen mehr Geld für Bewerbungen. Im Rahmen staatlicher Arbeitsmarktförderung nennt André außerdem die Möglichkeit, für Güter und Dienstleistungen die öffentlichen Ausgaben zu erhöhen, indem z. B. mehr Firmen „gebaut“ werden, damit diese „auch mehr Arbeiter einstellen können“. Auch nimmt er finanzielle Anreize durch die Agentur für Arbeit als Maßnahme an, damit die Firmen „die Arbeiter annehmen“. Darüber hinaus greife der Staat im Falle einer Firmenpleite der Firma finanziell unter die Arme, „damit die die Leute behalten können“. Ein-Euro-Jobs, „das sind jetzt auch nur so von der Arbeitsagentur so gemachte Jobs [...], wo man dann in der Stunde einen Euro verdient“, betrachtet André außerdem als Möglichkeit, um die Arbeitslosigkeit zu senken, „weil dann ja mehr Leute Arbeit haben, auch wenn sie nur wenig verdienen“. Weil man von Ein-Euro-Jobs nicht leben könne, würden Ein-Euro-Jobber gleichzeitig Hartz IV beziehen.

Ein-Euro-Jobs sieht er darüber hinaus als eine Möglichkeit bzw. Strategie an, um Arbeitsunwillige in ein Arbeitsverhältnis zu vermitteln. André erkennt allerdings auch Probleme, die mit Ein-Euro-Jobs verbunden sind. De facto würden Ein-Euro-Jobber „nicht bezahlt“. Obwohl sie „volle acht Stunden“ arbeiten würden, bekämen sie „kaum was dafür“. Behandelt würden sie wie eine „Hilfskraft“. Verrichteten die Ein-Euro-Jobber in einer Firma die gleiche Arbeit wie die Normalbeschäftigten, sei dies „natürlich ungerecht“. Somit interpretiert André die Situation von Ein-Euro-Jobbern als Reziprozitätsverletzung, weil er davon ausgeht, „dass der Arbeitgeber nicht bereit ist, der Norm der Reziprozität von Lohn und Arbeitsleistung zu genügen“ (Krug 2009, 11). *Mobbing* könne zudem eine Folge sein. Andererseits bergen Ein-Euro-Jobs Andrés Ansicht nach auch Risiken für die Normalbeschäftigten. Diese könnten entlassen werden, um dann ebenfalls mit einem Verdienst von nur einem Euro die Stunde wieder eingestellt zu werden. Dies hätte wiederum zur Folge, dass es noch mehr Hartz IV-Aufstocker gebe, der Staat „wieder mehr Schulden“ mache, gleichzeitig aber Steuereinnahmen zur Refinanzierung fehlten, weswegen dies „auch irgendwann vielleicht abgeschafft“ werde. André schlägt als Lösung vor, Ein-Euro-Jobbern die Möglichkeit zu bieten, nachdem sie „eingestiegen sind in die Arbeit“ „für das volle Gehalt“ in der Firma zu arbeiten.

Obwohl André in Hartz IV eine wichtige finanzielle Unterstützung Arbeitsloser erkennt, gewährleistet ALG II in seinen Augen meist nur ein Leben „an der Armutsgrenze“. Infolge des Einkommensverlusts könne man mit seinen Kindern „nich so viel [...] unternehmen“. Überhaupt sieht er die Familie in Mitleidenschaft gezogen: „Ja die Familie merkts dann halt auch“. Etwas später wird deutlich, dass er sich auf eigene Erfahrungen beruft: „Ja, meine Mutter is auch arbeitslos. Aber

sie hat halt auch einen Job, wo sie noch was dazuverdienen kann. Aber von Hartz IV=Hartz IV kann man halt oft auch nicht so gut leben“ (André, Zeile 376-379).

André sieht allerdings nicht nur in den finanziellen Einbußen eine Folge von Arbeitslosigkeit. Auch werde man vielleicht *„von vielen dann so abgestempelt, so, ja du kriegst Hartz IV, mit dir will ich nix mehr am Hut haben“* bzw. *„guck mal, der is arbeitslos, mit dem wollen wir nix am Hut haben“*. Arbeitslosigkeit habe somit auch *„Mobbing“* und *„Kontaktlosigkeit“* zur Folge. Diese angenommene Diskreditierung aufgrund des Hartz IV-Bezugs bzw. der Arbeitslosigkeit steht im Zusammenhang mit Faulheit und Arbeitsunwilligkeit, die André als Ursache für Arbeitslosigkeit vermutet. In der Diskreditierungsannahme drückt sich außerdem die zwingende Notwendigkeit von Arbeit aus. Wer nicht arbeitet, verstößt gegen eine soziale Norm. André erlebt außerdem selbst diese Diskreditierung. Weil seine Mutter arbeitslos ist, werde er *„in vielen Sachen [...] gleich abgestempelt so, öh, der hat kein Geld“*.

Mobbing betrachtet André auf der anderen Seite auch als ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit. So hält er es für möglich, dass Leute kündigen, weil sie gemobbt werden. Er glaubt auch, dass Leute wegen schlechter Bezahlung von sich aus kündigen, auch wenn dies Arbeitslosigkeit bedeuten würde. In diesem Zusammenhang verweist er auf das *working poor*-Phänomen und das Lohnabstandsproblem: *„Aber in manchen Betrieben, da gibt’s dann auch so wenig Lohn, dass man von Hartz IV besser leben kann“*.

André nimmt außerdem Berufsunfähigkeit bzw. Krankheit als ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit an. Darüber hinaus komme es zu Entlassungen bei einer Firmenpleite. Diese sieht er ursächlich bedingt in der Wirtschaftskrise, d. h. in einem gesamtwirtschaftlichen Nachfragerückgang. Auch führten teure Rohstoffpreise dazu, dass zu wenige Rohstoffe da seien, *„um das Ganze produzieren zu können“*. Schließlich fänden sich auch wegen überhöhter Preise oder schlechter Verarbeitung zu wenig Abnehmer für die *„Ware“*. Entlassen würden dann die Beschäftigten, *„die zu viel sind“*. Meist seien dies *„die Neusten im Betrieb“*, *„damit die älteren Leute bleiben können“*. Im Hinterkopf hat André somit einen Sozialplan bzw. sozialverträgliche Kündigungen. Die Älteren würden vielleicht nur insofern entlassen, um sie anschließend zu anderen Konditionen wieder einzustellen – *„dass sie halt nicht so viel Lohn wie vorher kriegen“*. Neben dieser Maßnahme könne die Firma auch einen Kredit aufnehmen, verschulde sich dann aber gleichzeitig wieder. Auch könne die Firma *„gucken, obs billigere Rohstoffe dafür gibt für das, was sie produzieren wollen“*.

Neben den genannten Gründen, sieht André Arbeitslosigkeit vor allem durch eine fehlende Ausbildung und/oder einen fehlenden Schulabschluss verursacht. Dass *„heutzutage“* viele Leute, insbesondere solche, *„die nur so Fünfen und Sechsen auf dem Zeugnis haben“*, die Schule früher abbrechen, sieht er wiederum ur-

sächlich bedingt in einem Motivationsdefizit („keine Lust“), mit der Folge, „dann geht die meist die Ausbildung auch nichts mehr an“. Ohne Schulabschluss (und ohne Ausbildung) werde man „heutzutage nicht mehr genommen“. So nimmt er an, dass „die Firmen was von einem erwarten“. Implizit argumentiert er im Folgenden mit der Signaling-Theorie: „Wenn die [Arbeitgeber] dann sehen, kein Schulabschluss, solche Noten kriegen die [Schulabbrecher] auch keine Ausbildung“.

Später erwähnt er im Zusammenhang mit dem Impulswort Bildung „gute Noten“ und einen „guten Schulabschluss“ indirekt als Bewältigungsstrategien, „sonst hat mans heutzutage auf dem Arbeitsmarkt halt schwer“. Die historische Argumentation resultiert aus dem Hörensagen, dass es „früher viel einfacher“ gewesen sei, „Arbeit zu kriegen“. André erklärt dies damit, dass es „heut nur noch begrenzt Arbeitsplätze gibt“, sodass nicht „alle Leute Arbeit haben können“. Dies wiederum sieht er in der Demographie begründet: „Nja es gibt halt so viele Menschen in Deutschland.“ Früher sei Deutschland „noch sehr viel kleiner“, die „Bewohneranzahl noch nicht so hoch“ gewesen. André nimmt somit auch eine demographische Arbeitslosigkeit an.

Als Lösung schlägt er vor, „viele kleine Jobs erst mal“ zu schaffen, d. h. in einzelnen Bereichen mehr Leute einzusetzen als bislang. André ist allerdings bewusst, dass dadurch die Firmen „viele Gehälter bezahlen“ müssen, weswegen „viel produziert“ werden müsse, „damit die auch nicht pleitegehen“. Resigniert merkt er an: „Ich schätze mal, Arbeitslose wird es immer geben“.

Arbeitslosigkeit betrifft André somit nicht nur, weil seine Mutter arbeitslos ist. Auch weil jetzt „die Arbeit so fast vor einem“ stehe und man überlegen müsse, „wenn man keine Ausbildung hat oder kriegt, was es dann noch gibt für Möglichkeiten“, betreffe ihn Arbeitslosigkeit. Das Phänomen Unsicherheitsbetroffenheit resultiert bei André somit aus der Wahrnehmung des nahe bevorstehenden Schulabschlusses und der Unsicherheit darüber, ob er einen Ausbildungsplatz bekommt oder „ob man arbeitslos wird“. Dies ist wiederum damit verbunden, dass André in einer fehlenden Ausbildung eine Ursache für Arbeitslosigkeit erkennt. Als intervenierende Bedingung spielen die Arbeitslosigkeit seiner Mutter und seine diesbezüglichen Diskreditierungserfahrungen eine entscheidende Rolle.

„Weil mans ja schon genug von den Elter- von den Eltern dann mitkriegt, wie das is“, informiere er sich nicht weiter über Arbeitslosigkeit. Hierin deutet sich ein emotionsorientiertes Coping an. Gleichzeitig macht es ihm nichts aus, mit Freunden über Arbeitslosigkeit zu sprechen, da diese vielleicht später „genauso das Pech“ haben. Arbeitslos zu werden ist für André daher auch eine Frage von Pech (= externale Kontrollüberzeugungen). Aktiv bewältigt er seine Unsicherheitsbetroffenheit mit einem sozialökonomischen und problemzentrierten Coping, „egal, was für ne Ausbildung [...], Hauptsache ein Job später“. In dieser Bereitschaft drückt sich in gewisser Weise auch ein akkomodativer Bewältigungsmechanismus aus. So ist André bereit, von seinem Berufswunsch Bus- und Bahnfahrer notfalls abzuse-

hen, um überhaupt irgendeine Ausbildung absolvieren zu können und sich damit vor Arbeitslosigkeit zu schützen.

Der Fall Bettina: „Das interessiert keinen, das is eh Familienangelegenheit und das brauch keiner eh zu interessieren.“

Bettina hat noch keine richtige Zukunftsvorstellung ausgebildet. Sie gibt an, noch nicht zu wissen, was sie in zwei oder in drei Jahren macht. Ursächlich bedingt ist dies durch die Ungewissheit ihres weiteren Bildungsweges. Sie wisse nicht, ob sie auf dieser Schule bleibe, auch wenn sie dies hofft. Auch wisse sie noch nicht, was für einen Beruf sie dann ausüben wird. Etwas später nennt sie allerdings „Einzelhandelskauffrau“ als die Arbeit, die sie später gerne machen möchte. Als Berufswahlaspekte spielen die Sauberkeit des Arbeitsplatzes und der Kundenkontakt eine Rolle. Relevant ist insbesondere ihr Hinweis, dass sie entweder in einem „Klamottenladen“ oder einem Baumarkt „oder so“ als Einzelhandelskauffrau tätig sein möchte, womit sie „auch kein Problem“ hätte. Damit drückt sie aus, dass sie den „Klamottenladen“ als Arbeitsplatz eigentlich dem Baumarkt vorzieht, vielleicht weil die Arbeit in einem Baumarkt für sie weniger mit Prestige verbunden ist. Relevant ist außerdem, dass sie mit der Anmerkung endet: „Und ich mach ja jetzt auch ein Praktikum. [...] Ja. Da bin ich auch bei nem Klamottenladen“.

Prestige scheint bei Bettina auch insofern eine Rolle als Entscheidungsaspekt zu spielen, als der Beruf in der *Peergroup* und für das jeweilige Geschlecht anerkannt ist. So zieht sie bezogen auf ihre im Rahmen der Probierwerkstatt bei der ASH und bei Kolping gesammelten Arbeitserfahrungen das Fazit, dass der Beruf des Tischlers „gar nix“ für sie sei, weil sie durch das Holz „doch so kaputte Hände bekommen“ habe. Der Friseurberuf, den sie als „guten“ Beruf bezeichnet, der „Spaß“ macht, scheidet aus ökonomisch-rationalen Gesichtspunkten aus, „da verdient man auch nich viel“. Einzelhandelskauffrau hingegen habe sie „schon immer“ werden wollen. Ursächlich bedingt ist diese Berufswahlentscheidung dadurch, dass sie viele kennt, „die da arbeiten von meinen Brüdern und so“. Die Vertrautheit mit dem Berufsbild, d. h. emotionale Aspekte, scheinen wesentlich zur Berufswahlentscheidung beizutragen. Einfluss hat auch ihre Schwägerin, die in einem Baumarkt arbeitet. Vermutlich hat Bettina deshalb „kein Problem damit“ als Einzelhandelskauffrau in einem Baumarkt anstatt in einem „Klamottenladen“ zu arbeiten. Überhaupt sind ihre Brüder und die Schwägerin zusammen mit Freunden, der Mutter und der Schule wichtige Akteure, mit denen sie sich über Arbeit, Beruf usw. austauscht.

Arbeit bedeutet für Bettina „morgens auf[zu]stehen“ und verleiht damit dem Tag Struktur. Vordergründig assoziiert sie mit Arbeit „Geld verdienen, für sich selber zu sorgen und vielleicht für seine Familie“. Genauer betrachtet, liegt der Wert der Arbeit für sie aber in dem damit verbundenen guten Gefühl, finanziell unabhängig und insofern selbstständig zu sein. Mit „sich selber versorgen“ können, sich nicht

„auf den Staat“ verlassen müssen, zu wissen, „man verdient sein eigenes Geld und muss nicht von anderen [z. B. den Eltern; Anm. CK] das holen“ bzw. „borgen“, verbindet Bettina außerdem die Emotion Stolz. Dieses „Gefühl des eigenen Wertes, ein bewusst erlebtes gehobenes Selbstwertgefühl“ (Ulrich/Mayring 2003, 155), ist Ulrich und Mayring zufolge wichtig für Selbstsicherheit. Dementsprechend wäre das Schlimmste, was Bettina in ihrem zukünftigen Arbeitsleben passieren könnte, keine Arbeit zu haben, denn dies sei „schon blöd“, man fühle sich nicht gut. Es bedeute „Hartz IV, kein Geld“ und man könne, falls man Familie hat, „nicht für die Familie sorgen“ und „sich nichts leisten“. Wenn sie in die Situation arbeitslos zu sein geraten sollte, würde sie sich „sofort nach einer anderen Arbeit umsehen“, „weil man dann ja sein eigenes Geld verdient und dann nicht von anderen Leuten das holen muss“. Damit verknüpft ist die Überlegung, dass die Eltern, von denen man andernfalls „die ganze Zeit“ lebe, vielleicht auch nicht so viel Geld haben. Müsse man sich dann was „borgen“, könne man „sich nichts leisten“ und habe „irgendwie immer bestimmte Sorgen“. Ihre Vorstellung von Arbeitslosigkeit ist somit emotional negativ grundiert, d. h. konkret verbunden mit „Sorgen“.

Arbeitslosigkeit assoziiert Bettina außerdem klar mit Hartz IV, worunter sie eine finanzielle Unterstützung versteht, die Handlungsmöglichkeiten aufrechterhält. So habe man als Arbeitsloser ohne Arbeitslosengeld meist „gar kein Geld“, sei „auch arm“ und könne „auch nix machen“. Floskelhaft betet sie außerdem herunter, dass man als Hartz IV-Bezieher „dem Staat auf der Tasche“ liege, ist sich dann aber nicht ganz sicher, ob Hartz IV tatsächlich vom Staat „kommt“. Weil Hartz IV steuerfinanziert sei, drohe außerdem eine Staatspleite, „wenn ganz viele Leute Hartz IV haben“.

Im Hinblick auf Maßnahmen und Strategien um Arbeitsplätze zu sichern und zu schaffen, verweist sie zum einen auf die „Arbeitslosenagenturen“ zu der Arbeitslose gehen und wegen Arbeit nachfragen könnten. Das Rathaus oder die Arbeitgeber seien hingegen dafür zuständig Arbeitsplätze durch Arbeitsverträge, aus denen hervorgehe, „wie viel die verdienen“ und „wegen etwas die gekündigt werden dürfen“, zu sichern. Auch stellten Arbeitsverträge einen „Vorweis“ dar, „dass man nicht schwarz arbeitet“.

Zunächst vermutet Bettina außerdem, dass „andere Leute gekündigt“ werden, um Arbeitsplätze zu schaffen. Doch wird ihr dann bewusst, dass diese dann auch arbeitslos wären. Schließlich glaubt sie, dass „neue Firmen gemacht werden“ oder Arbeitslose „vielleicht für Drecksarbeit oder so“ eingestellt werden. Unter „Drecksarbeit“ versteht Bettina „Putzen, alles für die rumkommandiert zu werden“.

Ursächlich bedingt sieht Bettina Arbeitslosigkeit u. a. in zwischenmenschlichen Konflikten („nicht mit denen vielleicht klar kommen“). Sie verweist auch auf die Profitgier von Unternehmern, die sich darin äußere, dass sie die Beschäftigten nicht entlohnen, „weil die vielleicht selber das Geld haben wollen oder so“. Eine Haupt-

ursache für Arbeitslosigkeit liegt jedoch Bettinas Ansicht nach in der Faulheit: „*Ja die meisten Leute sind ja auch faul selber Arbeit zu suchen*“. Arbeitslose, die „*keinen Bock haben zu arbeiten*“ hätten ihre Situation selbst verschuldet. Bettina findet diese Leute „*dumm*“, weil sie sich nicht um Arbeit bemühen (sich um Arbeit bemühen = Bewältigungsstrategie). Sie würde ihnen „*in den Arsch treten*“.

Indem sie auf ihre Klassenkameraden verweist, die „*noch gar keinen Praktikumsplatz*“ hätten, was sie „*ein bisschen dumm*“ findet, „*weil die bemühen sich auch gar nicht etwas zu finden*“, grenzt sie sich ab und bekräftigt ihre eigene Bemühung. Mit ihrer Wortwahl „*dumm*“, „*faul*“, „*bemühen*“ usw. zieht Bettina außerdem eine Parallele zwischen den Klassenkameraden, die sich nicht um ein Praktikum kümmern und den „*faulen*“ Arbeitslosen, die ihrer Meinung nach ihre Situation selbst verschuldet haben. Etwas später verweist Bettina im Zusammenhang mit der Frage, ob sie mit anderen über Arbeitslosigkeit spreche explizit darauf, dass sie sich „*ja schon*“ darum bemühe, „*einen Praktikumsplatz zu finden*“. Sie sei nicht „*so eine, die sagt, nee ach, morgen morgen morgen*“, sie mache das „*schon sofort*“. Hierin deuten sich internale Kontrollüberzeugungen, ein sozialökonomisches und ein problemzentriertes Coping an.

Im Gegensatz zu „*faulen*“ Arbeitslosen träfe diejenigen, „*die nix finden*“ keine Schuld. Deren Arbeitslosigkeit sieht sie ursächlich bedingt in einem qualifikatorischen *Mismatch* bzw. fehlenden Arbeitserfahrungen oder fehlender Ausbildung:

„aber es kommt drauf an, entweder, was haben die für ne Ausbildung gemacht oder wo haben sie schon Erfahrung drin, vielleicht haben sie ja schon was gefunden, aber keine Ausbildung da drin, oder die werden nicht eingestellt. Oder die suchen bestimmte Leute, die gute Erfahrung dabei haben und sowas schon mal gemacht haben“ (Bettina, Zeile 254-260).

Überhaupt spiele ein „*guter Schulabschluss*“ und eine (gute) Ausbildung eine entscheidende Rolle: „*Wenn man jetzt hier keinen Schulabschluss hat und äh keine Ausbildung, dann findet man natürlich keinen Job.*“ Sie vermutet, dass Arbeitgeber vor allem Leute „*mit einem guten Abschluss*“ rekrutieren. Erwünscht seien außerdem eine abgeschlossene Ausbildung und Berufserfahrung. Dementsprechend vermutet sie als Rekrutierungspraxis, dass Beschäftigter „*Bessere [Arbeitskräfte] suchen*“.

Hinsichtlich der Arbeitsorientierung tendiert Bettina zum ersten Haltungstypen, mit leichter Tendenz zum dritten. So betreffe Arbeit „*jeden*“, sie „*bestimmt ja auch das ganze Leben, man arbeitet länger als man in der Schule ist*“. Dabei gilt: keine Arbeit, kein Geld. Allerdings „*braucht man auch einen Schulabschluss*“, um eine Arbeit zu bekommen: „*Also ich möchte ja auch einen Schulabschluss machen, ich möchte ja auch eine Arbeit haben*“.

Weil sie „*schon in der achten Klasse, bald in der neunten*“ ist, „*immer näher an den Schulabschluss und an Arbeit dran*“ kommt, macht sie sich Sorgen. Als intervenierende Bedingung kommt ihre unsichere schulische Situation hinzu: „*Dieses Jahr hoff ich hier halt versetzt zu werden*“. Somit resultiert Bettinas Unsicherheitsbetroffenheit aus der Befürchtung, die Schule ohne Schulabschluss verlassen zu müssen, was in ihren Augen automatisch Arbeitslosigkeit bedeutet. Verstärkt und vermutlich auch ausgelöst wurde diese „Bedingungskette“, die zur Unsicherheitsbetroffenheit führt, durch die Angstmotivation der Lehrer. Seit der fünften, sechsten Klasse hätten die Lehrer ihnen „*immer Angst gemacht*“ bzw. machten ihnen „*einfach immer nur Angst*“. Als O-Töne der Lehrer führt Bettina an: „*ihr müsst das suchen und so*“, „*ihr braucht einen guten Schulabschluss, wenn ihr keinen guten Schulabschluss wird, dann wird ihr nix Gutes*“. Obwohl sie die Motivierungsversuche der Lehrer mit der starken Emotion *Angst* verbindet, findet sie es „*gut, dass die Lehrer das sagen, weil manchen Leuten ist das ja entweder dann egal oder die bemühen sich dann nicht, wenn man so- es wird dann auch so gesagt, ja, wenn man denen dann Angst hat, danach, dann hat man auch noch Angst und dann will man sich auch noch verbessern, um einen guten Abschluss zu machen*“ (Bettina, Zeile 477-483).

Obwohl sie diese Lehrerstrategie positiv bewertet, löst die Frage, inwiefern sie Arbeitslosigkeit betreffe, negative Gefühle bei ihr aus. Sie reagiert insgesamt sehr emotional und abwehrend:

„*Mich juckt das gar nicht jetzt! [...] Über sowas denk ich gar nicht nach. Über wieso Leute keine Arbeit haben oder wieso Leute ähm wem Leute die helfen. Das juckt mich gar nicht, is nicht mein Problem. Ja, sollen die doch in ihrem Leben alleine klar kommen. Nur halt was meine Familie, das is ok, das interessiert mich schon, aber die Leute von da draußen jucken mich nicht. Und meine Freunde, ok, die auch. Aber mit denen ich nichts zu tun habe, das interessiert mich gar nicht. Das is ja nicht mein Leben*“ (Bettina, Zeile 507-522).

Deutlich wird in dieser Abwehrreaktion bzw. dem Versuch das belastende Ereignis zu ignorieren ein emotionsorientiertes *Coping*. Zu dieser Bewältigungsstrategie greift Bettina, um mit ihrer „Opfer-durch-Nähe“-Rolle zurechtzukommen: „*[...] Also meine Mutter, die kann- die hat gearbeitet vor einem- vor noch ein paar Monaten. Jetzt kann die aber nicht mehr arbeiten wegen aus Krankheit irgendwie et- was. Ja*“ (Bettina, Zeile 529-533). Denn die Tatsache, dass ihre Mutter arbeitslos ist macht sie betroffen: „*Mmh ja, wenn die nicht arbeiten kann, is doch blöd*“. Doch brauche dies keiner zu wissen und keinen zu interessieren, weil es eine „*Familienangelegenheit*“ sei.

Bettinas Unsicherheitsbetroffenheit steht genauso wie die Unsicherheitsbetroffenheit von André und Lisa, aber auch wie die Unsicherheitsbetroffenheit von Justin,

Jakob, Ben sowie von Damir, Alexandra und Isabell, auf die hier nicht näher eingegangen wird, in engem Zusammenhang mit der erlebten Tatsachenbetroffenheit.

Weil Bettina und die anderen am eigenen Leib erleben oder erlebt haben, was Arbeitslosigkeit bedeutet, verstärkt die Tatsachenbetroffenheit als intervenierende Bedingung die Furcht und den Kummer im Hinblick auf die eigene Zukunft. Dabei stellt sich grundsätzlich die Frage, wie die Schüler mit ihrer aus den verschiedenen ursächlichen und intervenierenden Bedingungen erwachsenen Unsicherheitsbetroffenheit umgehen.

8.2.2 Bewältigung der Unsicherheitsbetroffenheit

Sowohl Rahn (2005) als auch Reißig (2010) beziehen sich in ihren Untersuchungen auf Seiffge-Krenke (1989), die speziell für Jugendliche einen *Coping*-Fragebogen entwickelt hat, der die Bewältigung alltäglicher Problemsituation erfasst. Sie selbst befragte 107 zwölf- bis 18-jährige Jugendliche in einer freien Befragung²² zu wichtigen, sie beschäftigenden Problemen und diesbezüglichen Bewältigungsstrategien. An zweiter Stelle, direkt nach den schulischen Problemen, rangieren „Probleme, die mit der eigenen beruflichen Zukunft, aber auch der gesamtgesellschaftlichen zukünftigen Perspektive zu tun hatten“ (Seiffge-Krenke 1989, 206). Hierzu zählen u. a. die „Angst vor persönlicher Beeinträchtigung (Arbeitslosigkeit; Mangel an Ausbildungsplätzen; Zwangswahl uninteressanter Berufe; Chancenlosigkeit“ (ebd.) sowie die „Ansprüche an den zukünftigen Beruf (Verwirklichung der eigenen Begabung; Unsicherheit bzgl. Verbindung von Beruf und Familie“ (ebd.). Auch aus dem DJI-Übergangspanel geht als größte Sorge der Hauptschüler ihre Ungewissheit darüber hervor, was aus ihnen werden soll (vgl. Reißig 2009, 78).

Hinsichtlich der Bewältigungsstrategien dominiert in der Studie von Seiffge-Krenke (1989, 208) mit 45,3 % das „Ausweichen/Meiden“, wozu u. a. „Probleme verdrängen, vor sich herschieben, trotzdem gute Laune zeigen, Vergessen“, „Resignation, Rückzug auf einige Freunde“ und „Unwohlsein, Tränen, Passivität“ gehören. An zweiter Stelle (32,7 %) liegt die Strategie „Hilfe anderer suchen“, d. h. „[ü]ber Probleme reden (mit Freunden oder Eltern“ oder „entsprechende Institutionen aufsuchen (Pro Familia, Drogenberatungsstelle, Arbeitsamt)“. Mit einigem Abstand zu diesen beiden *Coping*-Strategien nennen 18,6 % die Strategie „Aktion/Konfrontation“, worunter u. a. „Stundenlang wachliegen und über Probleme nachdenken, Alleinsein“ sowie „Probleme sofort ansprechen, offen sein zu sich selbst und anderen“ gefasst werden. Die Strategien „Kontrolle“, z. B. „Kompromisse schließen, tolerant sein“, „Fatalismus“, z. B. „Versuche mir klarzumachen, daß

22 Seiffge-Krenke verwendete offene Fragen, in denen die Jugendliche für sie wichtige Problembereiche und diesbezügliche Umgangsstrategien nennen konnten.

im Leben immer Probleme entstehen“ und „Optimismus“, d. h. „Hoffe, alles geht gut aus“ oder „positiv denken“, werden nur von einer Minderheit genannt.

8.2.2.1 Heterogene Bewältigungsstrategien

Bei der exemplarischen Darstellung der Unsicherheitsbetroffenheit einzelner Fälle wurden bereits Bewältigungsstrategien herausgearbeitet. Diese sollen nun genauer analysiert und vor dem Hintergrund der sich aus der Seiffge-Krenke (1989) Untersuchung ergebenden Strategien sowie der in Kapitel 3.2 angesprochenen Bewältigungsmöglichkeiten reflektiert werden. Dabei darf nicht vergessen werden, dass Hauptschüler ihre Unsicherheitsbetroffenheit im Typus „Krise“ und im Typus „Risiko“ bewältigen müssen und ihnen nur begrenzt Bewältigungsressourcen zur Verfügung stehen (vgl. Mack 2003, 44; Fink 2003, 204 bzw. siehe Kapitel 2).

Auf der Einstellungsebene können folgende kognitive Bewältigungsstrategien rekonstruiert werden:

Der insbesondere bei Alex und Lisa, aber auch bei André zu findende „Realismus“ bzw. „es kann jeden treffen“ funktioniert als psychologisches *Coping* und ist mit Seiffge-Krenkes „Fatalismus“ vergleichbar. Bei näherer Betrachtung wird aber auch deutlich, dass es sich bei dieser Strategie nicht nur um einen Bewältigungsversuch handelt. Die Strategie dient außerdem als Legitimierungsmöglichkeit: Arbeitslosigkeit kann jeden treffen, weswegen sich der Einzelne dagegen nicht schützen kann, man aber gleichzeitig einer von vielen ist und keine Ausnahme darstellt.

Hingegen funktionieren „Optimismus“²³ und „nicht arbeitslos werden wollen“²⁴ eher im Sinne eines emotionsorientierten *Copings*. Folglich werden die Emotionen reguliert, indem das Arbeitslosigkeitsrisiko umdefiniert oder ignoriert wird. Demnach handelt es sich hierbei zum Teil auch um eine immunisierende Bewältigungsstrategie. Mit Seiffge-Krenke können „nicht über Arbeitslosigkeit sprechen wollen“²⁵ und „sich nicht über Arbeitslosigkeit informieren“²⁶ als „Ausweichen/Meiden“ interpretiert werden. Auch bei dieser Ausweichstrategie handelt es sich um ein emotionsorientiertes *Coping*.

Der Strategie „Optimismus“ können „nicht aufgeben“²⁷, „Hoffen auf Gleichberechtigung“²⁸, „Hoffen auf Realschulabschluss“²⁹ zugeordnet werden. Diese Aussa-

23 Ben; Isabell.

24 Sandro, Achmet.

25 Tom.

26 André.

27 Larina, Melek, (Tabea).

28 Melek.

29 Melek.

gen verweisen jedoch eher auf eine passive Bewältigungsstrategie, die dem psychologischen und emotionsorientierten *Coping* nahe steht.

Aktiver und deshalb eher im Sinne der Bewältigungsstrategie „Aktion/Konfrontation“ von Seiffge-Krenke, sind „irgendeine Arbeit/sich überall bewerben“, d. h. berufsinaäquate Tätigkeiten annehmen³⁰ sowie „alternative Ausbildungsberufe“ bzw. „Ersatzausbildungen“³¹ absolvieren. Interpretiert werden können diese auch als eine Art akkomodative Bewältigungsstrategie, weil (gesellschaftlich anerkannte) Ziele und Werte (einer Normalbiographie) aufgelöst und durch alternative Werte und Normen ersetzt werden. Außerdem verweisen diese Bewältigungsstrategien bereits auf ein soziales *Coping*, also ein aktiv in die Umwelt eingreifen-des Handeln, um belastende Umweltbedingungen zu verändern (= problemzentriertes *Coping*) bzw. Statusteilhabe-Möglichkeiten zu erhalten oder wiederherzustellen (= sozialökonomisches *Coping*).

Isabell betreibt ihren „Optimismus“ überdies als eine kollektive Bewältigungsstrategie: „*wir sehen immer das Positive, v=versuchen das Negative immer wegzusehen*“ (Isabell, Zeile 444f.).

Ebenso greift Alexandra, die mit ihren Freunden über die schwierige Situation von Hauptschülern spricht, auf eine kollektive Bewältigungsstrategie im Sinne eines psychologischen *Copings* zurück.

Besonders auffällig ist Annas kognitive Bewältigungsstrategie auf der Einstellungsebene: Anna distanziert sich durch ihre ständige Delegitimation von Arbeitslosen. Hier hinter verbirgt sich offenbar ein „defensives Kontrollierbarkeitsbedürfnis“ (Kieselbach 1994, 236) (defensive Attribution) sowie eine „Suche nach Unterschieden“ (ebd.) im Sinne eines emotionsorientierten oder psychologischen *Copings* und eines immunisierenden Bewältigungsmechanismus⁴.

Anna fällt auch hinsichtlich ihrer Bewältigungsstrategien auf der Handlungsebene auf: Während sie „Arbeiten“ als Strategie um sich wohl zu fühlen, auf sich selbst bezieht, liefert sie mit „man sollte die ‚Schule zu Ende machen‘, ‚einen guten Schulabschluss haben‘ und ‚eine Ausbildung machen‘“ allgemeine Empfehlungen, um „*bessere Chancen im Berufsleben zu haben*“. Durch das „man sollte“ distanziert sie sich von diesen problemzentrierten und sozialökonomischen *Copings*. Dies korrespondiert mit der Auffälligkeit, dass Anna zwar auf die schwierige Arbeitsmarktlage für Hauptschulabsolventen hinweist, sich im Interview aber nur latent verbale Anhaltspunkte zu einer Unsicherheitsbetroffenheit finden lassen. Auch ihre Empfehlung „*Vielleicht erst mal so Praktikums zu machen, damit man nicht immer*

30 André; Alexandra, Larina.

31 Damir; Isabell.

nur auf n Schulabschluss achtet, sondern auch mal kann- oder auch mal sieht, was n anderer Mensch so kann. Ohne n Abschluss“ (Anna, Zeile 320–324), nennt Anna distanziert zu ihrer eigenen Person. Abgesehen von ihrer latenten Unsicherheitsbetroffenheit im Hinblick auf ihre eigene Zukunft, erlebt Anna außerdem eine Unsicherheitsbetroffenheit, die ursächlich bedingt ist durch die Herzkrankheit ihres Vaters und der Angst, dieser könne arbeitsunfähig und damit arbeitslos werden: „[...] Könnte ja sein, dass zum Beispiel mein Vater is ja selber herz=her=herzkrank. Dass er irgendwann ja seinen Job verliert. Mein Vater verdient ja das meiste. Dann müssen wir auch zusehen, wo wir dann bleiben. Ja deswegen mach ich mir schon Sorgen, aber-“ (Anna, Zeile 396–401).

Ebenso wie Anna baut Lisa, die eine kombinierte Tatsachen-, Empathie- und Unsicherheitsbetroffenheit erlebt, durch die Verwendung des „man“ eine Distanz zu der von ihr genannten Bewältigungsstrategie *„Ich glaub, man soll ne Ausbildung anfangen“* auf. Doch kann dieser Distanzaufbau, der sich bei Lisa auch noch in anderen Zusammenhängen zeigt, ebenfalls als Bewältigungsstrategie gedeutet werden, um sowohl mit der Tatsachenbetroffenheit als auch mit der Unsicherheitsbetroffenheit umzugehen.

In vergleichbarer Weise nutzt André das Personalpronomen „man“ zur Distanzierung und damit zur Bewältigung seiner Unsicherheitsbetroffenheit: *„Ja, man m=muss [unverst. (?mal?)] überlegen, wenn man keine Ausbildung hat oder kriegt, was es dann noch gibt für Möglichkeiten“ (André, Zeile 417ff.).*

Im Gegensatz zu Anna und Lisa beziehen die anderen ihre auf der Handlungsebene genannten behavioralen Strategien sehr wohl auf sich selbst und ihre Unsicherheitsbetroffenheit. Rekonstruiert werden können insbesondere das „sich bemühen“³², „sich anstrengen“³³, welche sowohl in Bezug auf Schule als auch in Bezug auf die zukünftige Arbeit genannt werden. Auch werden konkret „besser in der Schule lernen“³⁴ und „Noten verbessern“³⁵ sowie „beim KFZ durchzukommen“³⁶, „sich nicht ausruhen, sondern sich aktiv um Arbeit bemühen“³⁷ und „seine Fähigkeiten und seine Arbeitsmotivation (in einem Praktikum) unter Beweis stellen“³⁸ aufgeführt.

32 Achmet, Tom; Melek, Bettina.

33 Sandro, Damir, Alex, Achmet.

34 Gustav, Alex.

35 Tom, Gustav, (André); Melek, Isabell, Bettina.

36 Isabell.

37 (Jakob); Jessica.

38 Tom; Anna, Tabea, Melek.

Neben diesen problemzentrierten und sozialökonomischen *Copings* erscheint bei vielen auch der Realschulabschluss³⁹ als Rettungsanker.

Alexandra hat außerdem durch ihre Interaktion mit den Schwestern, die beide als Friseurinnen arbeiten bzw. eine Friseur-Ausbildung absolvieren sowie aus Beobachtungen des Arbeitsmarktes für sich entschieden, dass sie den Friseurberuf „*nie*“ erlernen möchte. Ihre bewusste Entscheidung gegen den Friseurberuf kann als problemzentriertes *Coping* gedeutet werden.

Die Interaktion mit ihren Geschwistern, insbesondere dem arbeitslosen Bruder, hat auch bei Larina zu einer Bewältigungsstrategie geführt: zur sozialökonomischen Strategie „*was Eigenes machen*“, also in die berufliche Selbstständigkeit auszuweichen. Diese Strategie behält auch Melek für sich vor.

Mit ihrer Bildungsaspiration verweisen außerdem Achmets Mutter und Schwestern (raten zum Realschulabschluss), Gustavs und Tabeas Eltern (appellieren jeweils daran, dass er bzw. sie sich schulisch verbessert) auf individuelle Bewältigungsmöglichkeiten.

Der insgesamt festzustellende Einfluss der Eltern und Geschwister auf die Bewältigungsstrategien, korrespondiert mit einem Untersuchungsergebnis in Schucharts (2009) Analyse des Interesses von Hauptschülern am Realschulabschluss. Auch dort erweisen sich die Familienmitglieder, die *Peers* und die Lehrer als „relevante Andere“ (Schuchart 2009, 381). Mit Bezug auf die Studie von Seiffge-Krenke (1989) können die von den Schülern genannten Gespräche und Interaktionen mit Eltern, Geschwistern, Freunden auch für sich genommen als Bewältigungsstrategien aufgefasst werden. Außerdem stellt nach Seiffge-Krenke bereits das Nachdenken über Arbeit und Arbeitslosigkeit ein *Coping* dar.

Im Folgenden werden die bei den Schülern und den „relevanten Anderen“ (Schuchart 2009) dominierenden *Coping*-Strategien „(Hoffen auf) Realschulabschluss“ und „sich bemühen/sich anstrengen“ betrachtet.

8.2.2.2 Die Bewältigungsstrategie „(Hoffen auf) Realschulabschluss“

Einige Hauptschüler streben höhere Bildungsabschlüsse⁴⁰, insbesondere den Realschulabschluss, an. Auf diese Bewältigungsstrategie wurde bereits in Kapitel 7 hinsichtlich der Realisierung des Berufswunsches aufmerksam gemacht. Den Hintergrund für dieses *Coping* bildet die Schülervorstellung, dass ein Hauptschulabschluss einem schlechte bzw. keine Arbeitsmarktchancen beschert und Arbeitgeber bevorzugt Menschen mit höheren Abschlüssen (mindestens Realschulabschluss)

39 Achmet, Justin, (Damir), (Tom); Larina, Melek, Isabell.

40 Achmet, Justin, Gustav, (Damir), (Tom); Larina, Melek, Isabell.

einstellen. So ist beispielsweise Justin und Isabell bewusst, dass ein guter und mindestens ein mittlerer Schulabschluss heutzutage eine Voraussetzung für einen Ausbildungsplatz ist:

„[...] die meisten, die Leute einstellen, fordern ja einen zu hohen Abschluss. Also für die Arbeit eines Müllmanns vielleicht mal Realabschluss und alle denken, ja, man kann da mit Hauptschluss=abschluss machen. Aber nein, es muss ja jetzt schon Realabschluss sein. Dass man jetzt für Arbeiten schon ein höheren Abschluss schon braucht. Und die meisten mit nem Hauptschulabschluss oder von ner Sonderschule schon hinkommen“ (Isabell, Zeile 141-150).

Während Isabell sich diesbezüglich empört, dies stark kritisiert und nicht so recht akzeptieren will, gibt Justin zu, sich *„schon sehr um einen guten Schulabschluss zurzeit auch, Realschulabschluss“* zu bemühen. Etwas später sagt er, er bemühe sich immer sehr, auch bei den Dingen, von denen er zu 100 Prozent wisse, sie werden ihm später nichts bringen, versuche er mitzumachen, *„um halt möglichst einen guten Schulabschluss zu erzielen“*. Er sei zwar nicht der Beste in der Klasse, aber er gebe sich *„schon Mühe“*, damit *„alles gut wird“* und er *„mal ne gute Grundlage später“* hat. Deshalb habe er auch kein Verständnis für Leute, denen alles egal ist, *„die alles verhunzen, die sich gar keine Mühe geben und so“*.

Hinter sich der Strategie *„(Hoffen auf) Realschulabschluss“* verbirgt sich bei allen u. a. die Intention, das eigene Arbeitslosigkeitsrisiko zu minimieren und die Chancen auf einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz zu erhöhen. Zu einem vergleichbaren Ergebnis gelangt Schuchart (2009) in ihrer Analyse eines niedersächsischen Datensatzes (n=1882 Hauptschüler) zur Frage, warum sich Hauptschüler für den Realschulabschluss interessieren. Mit Bezug auf die Theorie des geplanten Verhaltens (Ajzen 1991) erklärt sie, dass vor allem *„berufsrelevante Folgen des mittleren Schulabschlusses, so zum Beispiel ein Ausbildungsplatz, ein guter Job und ein geringeres Arbeitslosigkeitsrisiko“* (Schuchart 2009, 384) erwartet und hoch bewertet werden. Als Motiv findet sich dies insbesondere bei Jungen, die stärker als Mädchen darin bestrebt seien, durch einen mittleren Abschluss ihr Arbeitslosigkeitsrisiko zu senken und ein höheres Einkommen zu erzielen (vgl. ebd., 388). Mädchen hingegen betrachten den Realschulabschluss vor allem als Voraussetzung für das Abitur (vgl. ebd., 389). Letztes bestätigt sich in der vorliegenden Studie nicht. Zwar geben Larina und Melek in der schriftlichen Befragung an das Fachabitur bzw. Abitur machen zu wollen, doch betrachten sie den Realschulabschluss hierfür nicht als Voraussetzung. Allerdings scheint Alexandra den 10B-Abschluss als Voraussetzung für ein Medizinstudium zu begreifen.

Die Bewältigungsstrategie *„Realschulabschluss“* empfiehlt auch Damirs Freund. Dieser ist für Damir in gewisser Weise ein Vorbild, weil er sich bereits um eine Ausbildungsstelle beworben hat und auf die Zusage wartet. Mit ihm redet Da-

mir über seine beruflichen Vorstellungen. Damir hat ihm erzählt, dass er Medienkaufmann oder Mechatroniker werden will, woraufhin sein Freund ihm riet: „[...] Du musst dich auch dafür anstrengen, musst auch dein Realschulabschluss dann hier in der Hauptschule dann machen damit du bessere Chance hast für ne Ausbildung oder Praktikum als erstes“ (Damir, Zeile 413-417).

Doch obwohl dieser Freund eine gewisse biographische Ähnlichkeit zu ihm aufweist, glaubt Damir nur zum Teil daran, dass es ihm mit dieser Strategie gelingen wird, sein Arbeitslosigkeitsrisiko zu bewältigen. Denn Damir hat zum einen die *Signaling*-Theorie als Erklärung verinnerlicht, wonach einem weiterhin das Stigma „Hauptschüler“ anhaftet, wenn man den Realschulabschluss auf der Hauptschule erworben hat. Zum anderen unterstellt Damir seinen Mitschülern, indirekt auch seinem Freund, einen naiven Optimismus. So sei „alles schwieriger“ geworden, auch für Realschüler, weil fast nur noch Gymnasiasten eingestellt würden bzw. die Chance auf einen Ausbildungsplatz hätten. Möglicherweise sind es auch seine Schulnoten, weswegen Damir nicht hundertprozentig von der Bewältigungsstrategie „(Hoffen auf) Realschulabschluss“ überzeugt ist. So geht aus Schucharts Analyse des Abschlussverhaltens von Hauptschülern hervor, dass „mit steigendem Notenwert (d. h. mit schlechteren Noten) im Zeugnis bzw. in den Klassenarbeiten auch die Absicht, einen mittleren Abschluss zu erwerben“ (Schuchart 2009, 384) sinkt. Sie stellt außerdem fest, dass obwohl Jungen stärker als Mädchen den mittleren Schulabschluss als Strategie zur Bewältigung des Arbeitslosigkeitsrisikos betrachten, daraus keineswegs eine günstigere Abschlusseinstellung resultiert. So erwarten Jungen stärker als Mädchen mittelfristig höhere Lernbelastungen (Stress, Langeweile) und bewerten diese Folgen als unangenehmer (vgl. ebd., 391).

Dass die Strategie „(Hoffen auf) Realschulabschluss“ mit persönlicher Anstrengung, also höheren Lernbelastungen verknüpft ist, erkennen die Jugendlichen, wie insbesondere das Beispiel Justins zeigt. Demnach ist das *Coping* „(Hoffen auf) Realschulabschluss“ jenseits vom passiven Hoffen (siehe vor allem Melek) nur möglich, wenn gleichzeitig die Bewältigungsstrategie „sich bemühen/sich anstrengen“ zum Einsatz kommt.

8.2.2.3 Die Bewältigungsstrategie „sich bemühen/sich anstrengen“

Diese Bewältigungsstrategie findet sich zusammen mit, aber auch ohne die Strategie „(Hoffen auf) Realschulabschluss“ in den Vorstellungen von vergleichsweise vielen Hauptschülern. Wie das folgende Beispiel Sandros zeigt, wird insbesondere dann auf das *Coping* „sich bemühen/sich anstrengen“ verwiesen, wenn die eigene Unsicherheitsbetroffenheit ins Bewusstsein rückt:

„Mich? W- wie mich das betrifft? Ähm. Na ja eigentlich schon viel. Weil ich ja auch auf der Hauptschule bin und is ja nich einer der höchsten Schulen. Aber sonst... Aber eigentlich ähm will ich ja nich arbeitslos werden und deswegen streng ich mich an“ (Sandro, Zeile 456-461).

Zwei besonders typische Fälle sind außerdem Melek und Tom. So wiederholt Melek bestimmte Ausdrücke und Aussagen wie z. B. „sich bemühen“ bzw. „sich mehr Mühe geben“, „sich anstrengen“, „etwas erreichen“ bzw. „etwas aus seinem Leben machen“, „nicht aufgeben“ immer wieder. Weil sie zwar auf Gleichberechtigung hofft, aber nicht so recht daran glaubt und deshalb sowohl wegen ihres Kopftuches als auch wegen ihres Hauptschulabschlusses mit Vorurteilen rechnet, sieht sie für beides nur eine Lösung: fleißig sein, mehr tun als verlangt, sich sehr bemühen, innovativ und gut sein – einfach um zu beweisen, dass die Vorurteile falsch sind. Auch von außen wird der Fleiß als Wert herangetragen. Ihr Onkel, der es zu materiellem Wohlstand gebracht hat, indem er in seine eigene (Weiter-)Bildung investierte, hat ihr folgende „Weisheit“ – wie Melek sagt – mit auf den Weg gegeben: *„Er sagt so, ja, du kannst- du musst dir einfach nur Mühe geben, du musst weiter Schule, dich weiterentwickeln und bilden“*.

Tom betont mehrfach, dass er fleißig sei, viel arbeite, freiwillige Praktika mache. Um „gut leben“, seiner Familie etwas bieten zu können, würde er sich später darum bemühen eine Arbeit zu bekommen. Hierzu rät er grundsätzlich: *„Aber man sollte sich einfach im Leben mehr bemühen“*. Er bemüht sich, indem er „genug freiwillige Praktikums“ macht und auf diese Weise „sehr viel Erfahrung mit Arbeit“ sammelt und „Interesse an der Arbeit“ zeigt. Tom glaubt, dass er durch seine Initiative während der Schulzeit, später bessere Chancen auf einen Ausbildungsplatz hat.

„Versuchen“ (*trying*) – Schulz-Schaeffer spricht von „Bemühen“ – ist in Heiders sozialpsychologischer Attributionstheorie ein grundlegendes Konzept, das sehr eng mit der Attribution von kausalen Ursprüngen auf Ereignisse verbunden ist (vgl. Heider 1977, 26f.). Es geht um den Versuch, eine Veränderung zu verursachen (vgl. ebd., 27). Daher gilt das „Versuchen“ bzw. das „Bemühen“ einer Person als Motivationsfaktor. Demnach wird ein Verhaltensereignis auf die Bemühung des Handelnden, eine bestimmte Handlungsabsicht zu realisieren, zurückgeführt (vgl. Schulz-Schaeffer 2007, 307). Das Gegenstück zu diesem Faktor der Handlungszuschreibung bildet der Machtfaktor (vgl. ebd.). Gemeint ist hiermit die wahrgenommene Fähigkeit einer Person, d. h. sein „Können“ (*power*) (vgl. Heider 1977, 114). „Können“ ist in Heiders Theorie ebenso ein grundlegendes Konzept wie „Versuchen“, das sehr eng mit der Verursachung verbunden ist. Es umfasst „die Möglichkeit einer Veränderung oder einer Handlung [...], die von einer bestimmten Person ausgeführt wird“ (ebd., 27).

Schulz-Schaeffer zufolge beruht die alltagspsychologische Handlungszuschreibung somit zum einen auf der Schlussfolgerung, „dass das interessierende Ereignis von dem Handelnden aufgrund seiner entsprechenden Fähigkeiten bewirkt wurde“ (Schulz-Schaeffer 2007, 307), zum anderen auf der Schlussfolgerung, „dass das er-

klärungsbedürftige Verhaltensereignis Ausdruck des Bemühens des Handelnden ist, eine bestimmte Handlungsabsicht zu realisieren“ (ebd.).

Bemühen wird ferner als Anstrengung charakterisiert, mit dem Ziel, das, was man beabsichtigt zu verwirklichen (vgl. ebd., 308). So unterscheidet Heider (1977, 134) den Aspekt der Richtung des Versuchens, die Absicht, sowie den quantitativen Aspekt des Versuchens, die Anstrengung. Weil die Absichten unterschiedlich sein können und demzufolge ihre Realisierung unterschiedliche Anstrengung erfordert, gilt das Bemühen bzw. die Anstrengung im Gegensatz zum Können bzw. zur Fähigkeit als ein variabler internaler Faktor (vgl. Schulz-Schaeffer 2007, 309). Bei der Bewältigungsstrategie „sich bemühen/sich anstrengen“ handelt es sich insofern um ein relationales Konzept der Handlungszuschreibung, d. h. „die internale Ursache, auf die ein Verhaltensereignis als Handlung einer Person zugeschrieben wird“ (ebd., 330), wäre demnach ihr Bemühen.

Auf die Bewältigung der Unsicherheitsbetroffenheit übertragen bedeutet dies: Wird die eigene antizipierte Arbeitslosigkeit zurückgeführt auf in der Person liegende Gründe, d. h. geht der Schüler davon aus, dass eine mangelnde Anstrengung Arbeitslosigkeit verursachen könnte, dann gilt gleichsam die Anstrengung bzw. das Bemühen als die Strategie, um diese Situation zu verhindern. Der Schüler attribuiert somit auf eine variable Ursache (vgl. Schlag 2006, 90). Auf eine variable Ursache attribuiert er auch dann, wenn er seine zukünftige Arbeitslosigkeit auf die (ungerechtfertigte) Rekrutierungspraxis der Beschäftigten oder auf Zufall bzw. Pech zurückführt, diese äußeren Ursachen aber für veränderbar hält oder davon ausgeht, das nächste Mal Glück zu haben (vgl. ebd., 89). Sieht er, unabhängig davon, ob er einen inneren oder äußeren Ort der Ursachenzuschreibung wählt, seine Arbeitslosigkeit durch mangelnde Fähigkeiten verursacht, betrachtet sich selbst als geringqualifiziert und den Arbeitsanforderungen nicht gewachsen, dann attribuiert er auf eine stabile Ursache.

Umgekehrt macht ein Schüler das Bemühen zur internalen, variablen Ursache für das Verhaltensereignis „Arbeit haben“, wenn er „sich bemühen/sich anstrengen“ als Bewältigungsstrategie wählt. In diesem Fall wird Arbeitslosigkeit auf die eigene mangelnde Anstrengung zurückgeführt. Das bedeutet, nennt ein Schüler Anstrengung als Bewältigungsstrategie, um das Verhaltensereignis in Zukunft „nicht arbeitslos zu sein“ bzw. „Arbeit zu haben“ herbeizuführen, dann handelt es sich nicht nur um eine internale, variable Ursachenattribution. Auch sieht er im Umkehrschluss antizipierte Arbeitslosigkeit durch seine eigene Faulheit verursacht oder führt das Verhaltensereignis Arbeitslosigkeit auf internale, variable Ursachen wie mangelnde Anstrengung zurück. Darüber hinaus verweisen aktive Bewältigungsstrategien wie „sich bemühen/sich anstrengen“ auf internale Kontrollüberzeugungen.

Im Folgenden werden die Fälle insbesondere hinsichtlich ihrer Kontrollüberzeugungen betrachtet und das Zusammenspiel von Bewältigungsstrategien, Kausalattributionen und Kontrollüberzeugungen beleuchtet.

8.2.2.4 Das Zusammenspiel von Bewältigungsstrategien, Kausalattributionen und Kontrollüberzeugungen

In der nachstehenden Tabelle sind u. a. Informationen zu Kausalattributionen (siehe Kapitel 7.3), Bewältigungsstrategien und Kontrollüberzeugungen der einzelnen Fälle übersichtlich dargestellt.

Indikatoren für die Zuordnung der Kontrollüberzeugungen sind Aussagen wie „*wenn man so die Arbeit verliert, kann man da nich grad viel dran ändern*“ (= externale Kontrollüberzeugung) oder „*studier ich halt irgendwas*“ (= internale Kontrollüberzeugung) sowie die identifizierten Bewältigungsstrategien. So zeigen die Bewältigungsstrategien an, ob die Person das Ereignis Arbeitslosigkeit für kontrollierbar oder für nicht kontrollierbar hält. Beispielsweise wird auf das *Coping* „sich bemühen/sich anstrengen“ nur dann zurückgegriffen, wenn die Person glaubt, Arbeitslosigkeit durch persönliche Anstrengungsbereitschaft kontrollieren zu können. Eher passive Bewältigungsstrategien wie „Hoffen auf Gleichberechtigung“, teilweise aber auch kognitive Formen der Bewältigung wie „Realismus“ deuten auf eher externale Kontrollüberzeugungen hin. Demnach existiert eine gewisse Stimmigkeit zwischen Kontrollüberzeugungen und Bewältigungsstrategien. Unabhängig verhalten sich Kontrollüberzeugungen jedoch von Kausalattributionen. So kann Arbeitslosigkeit auch dann für kontrollierbar gehalten werden, wenn personen-externe Faktoren für das Ereignis verantwortlich gemacht werden (vgl. Krampen 1989, 10). Umgekehrt bedeutet eine internale Kausalattribution nicht zwangsläufig, dass Arbeitslosigkeit für ein kontrollierbares Ereignis gehalten wird.

Das Zusammenspiel von Kausalattributionen, Bewältigungsstrategien und Kontrollüberzeugungen, wird im Folgenden mithilfe der tabellarischen Übersicht genauer betrachtet.

Tabelle 6: Zusammenspiel von Kausalattributionen, Bewältigungsstrategien und Kontrollüberzeugungen

Fall	Arbeitslosigkeitserfahrung; Tatsachenbetroffenheit (TB); Unsicherheitsbetroffenheit (UB)	Kausalattributionen	Kontrollüberzeugungen	Bewältigungsstrategien
Gustav_002	keine; UB	eher internal	internal und external	„besser in der Schule lernen“; „Noten verbessern“; „höheren Bildungsabschluss“
Damir_003	Eltern, andere Verwandte; UB	internal und external	internal und external	„Ersatzausbildung“; „sich anstrengen“; (Realschulabschluss“)
Alex_018	Andere Verwandte; UB	internal und external	internal und external	„Realismus“; „sich anstrengen“; „besser in der Schule lernen“
Tom_020	Keine; UB	eher internal	eher internal	„nicht über Arbeitslosigkeit sprechen wollen“ im Sinne von vermeiden; „sich bemühen“; „Noten verbessern“; („Realschulabschluss“)
Sandro_021	Keine; UB	eher internal	internal und external	„nicht arbeitslos werden wollen“; „sich anstrengen“
Justin_019	Eltern, andere Verwandte, Freunde, Nachbarn; TB; UB	eher external	internal und external	„Realschulabschluss“
Jakob_022	Mutter; TB; UB	internal und external	eher external	(„sich nicht ausruhen, sondern sich aktiv um Arbeit bemühen“)
Ben_024	Mutter; UB	internal und external	eher external	„Optimismus“
André_016	Mutter, Geschwister; TB; UB	eher external	eher external	„Realismus“; „sich nicht über Arbeitslosigkeit informieren“ im Sinne von vermeiden; „berufsinadäquate Tätigkeiten annehmen“
Achmet_023	Keine; UB	eher internal	internal und external	„nicht arbeitslos werden wollen“; „sich bemühen“; „sich anstrengen“; „Realschulabschluss“

Fall	Arbeitslosigkeitserfahrung; Tatsachenbetroffenheit (TB); Unsicherheitsbetroffenheit (UB)	Kausalattributionen	Kontrollüberzeugungen	Bewältigungsstrategien
Larina_012	Mutter, Bruder; UB	eher internal	internal und external	„nicht aufgeben“; „sich überall bewerben“; „Realschulabschluss/ Fachabitur“; berufliche Selbstständigkeit
Isabell_013	Mutter, Freunde, Nachbarn; TB; UB	internal und external	internal und external	„Optimismus“; „alternative Ausbildungs- berufe“; „Noten verbessern“; „beim KFZ durchkommen“; Realschulabschluss
Anna_017	Keine; UB	eher internal	internal und external	„Distanzierung durch Delegitimation“; „Distanzierung“; „seine Fähigkeiten und seine Arbeitsmotivation (in einem Praktikum) unter Beweis stellen“
Alexandra_007	Mutter, Geschwister, andere Verwandte; TB; UB	internal und external	eher external	„irgendeine Arbeit“; „mit Freunden über schwierige Situation von Hauptschülern sprechen“
Melek_010	Mutter, andere Verwandte, Freunde; TB; UB	internal und external	eher internal	„Hoffen auf Realschulabschluss“; „Hoffen auf Gleichberechtigung“; „nicht aufgeben“; „sich bemühen“; „Noten verbessern“; berufliche Selbstständigkeit
Bettina_001	Mutter, Freunde; TB; UB	eher internal	eher internal	„sich bemühen“; „Noten verbessern“
Tabea_014	Geschwister, andere Verwandte; UB	eher internal	internal und external	„nicht aufgeben“; „seine Fähigkeiten und seine Arbeitsmotivation (in einem Praktikum) unter Beweis stellen“
Jessica_015	Keine; UB	internal und external	eher internal	„sich nicht ausruhen, sondern sich aktiv um Arbeit bemühen“
Lisa_011	Vater, andere Verwandte, Freunde, Nachbarn; TB; UB	internal und external	eher external	„Realismus“; „Distanzierung“
Nadine_009	Keine; UB	eher external	eher external	Keine

(Eigene Darstellung).

Elf Schüler, davon fünf weiblich, zeigen je nach Situation sowohl internale als auch externale Kontrollüberzeugungen. Vier Schüler tendieren eher zu internalen⁴¹, sieben eher zu externalen Kontrollüberzeugungen⁴².

Der Theorie nach müssten sich die Kontrollüberzeugungen in den Bewältigungsstrategien widerspiegeln. Bei eher internalen Kontrollüberzeugungen nimmt der Schüler an, sein Arbeitslosigkeitsrisiko kontrollieren, d. h. beeinflussen zu können. Entsprechend hoch müsste seine Anstrengungsbereitschaft sein (vgl. Preiser 1982, 100). Betrachtet man die vier Fälle mit vorwiegend internalen Kontrollüberzeugungen, so trifft diese Annahme auch zu. Alle vier verweisen auf aktive Bewältigungsstrategien, die dem *Coping* „sich bemühen/sich anstrengen“ zugeordnet werden können.

Schüler mit eher externalen Kontrollüberzeugungen glauben nicht, dass sie ihr Arbeitslosigkeitsrisiko beeinflussen können. Für sie liegt ihr Arbeitslosigkeitsrisiko in der Kontrolle von äußeren Umständen sowie dem Schicksal. Dies müsste der Theorie nach zu Passivität und Hilfslosigkeit führen (vgl. Steinkamp/Meyer 1996, 326). Gemäß der äußeren Umstände kann es aber auf der ideologischen Ebene auch sein, dass das gesellschaftspolitische Engagement zunimmt (vgl. Preiser 1982, 100). Tatsächlich scheinen externale Kontrollüberzeugungen aber eher passive Bewältigungsstrategien hervorzubringen.

Hinsichtlich der Kausalattributionen bezüglich der Arbeitslosigkeit finden sich bei der Mehrheit der Schüler eher personen-interne Faktoren. Ein weiterer großer Teil nennt relativ ausgewogen sowohl externale, als auch internale Ursachen⁴³ für Arbeitslosigkeit. Eher personen-externe Faktoren werden nur von einer Minderheit⁴⁴ genannt. Der Theorie nach erhöht eine externale Kausalattribution das politische Engagement (vgl. ebd.). Tendenzen in diese Richtung lassen sich jedoch nur bei Justin rekonstruieren. Dieser Schüler hält es für möglich, dass ein Staatsbankrott infolge einer hohen Arbeitslosigkeit Bürgerkriege, „*irgendwas Großes, ne Umwendung*“ oder Terrorismus zur Folge hat. Im „*Zeitalter der Globalisierung*“ gebe es zwar keine Gründe für Kriege mehr, doch vermutet Justin, dass Terroristen wie die RAF erneut gegen den deutschen Staat kämpfen könnten, „*weil sie unzufrieden sind*“. Diese Spekulationen des Jugendlichen verweisen aber mehr auf ein politisches Bewusstsein, als auf eine Zunahme seines politischen Engagements. Jedoch lässt sich ein solches politisches Bewusstsein bei André und Nadine nicht feststellen, obwohl beide Arbeitslosigkeit vorwiegend durch gesellschaftliche Bedin-

41 Tom; Jessica, Melek, Bettina.

42 Jakob, Ben, André; Anna, Alexandra, Lisa, Nadine.

43 Damir, Hassan, Alex, Jakob, Ben; Alexandra, Melek, Isabell, Larina, Jessica.

44 Justin, André; Nadine.

gungen verursacht sehen. Diese beiden Schüler dürften sich außerdem ziemlich ohnmächtig fühlen, da sie Arbeitslosigkeit nicht nur vor allem auf Umweltfaktoren zurückführen, sondern überdies auch für eher nicht kontrollierbar halten. Gleichzeitig stimmen bei ihnen Kontrollüberzeugungen, Kausalattributionen und Bewältigungsstrategien überein.

Ebenso belastend dürfte eine Kombination aus externalen Kontrollüberzeugungen bei sowohl externalen als auch internalen Kausalattributionen sein. So verfügt die Person über eher passive Bewältigungsstrategien wie „Optimismus“ und begreift qualifikationsspezifische Arbeitslosigkeit als nicht oder nur bedingt kontrollierbar.

Dass jedoch die Mehrheit der Hauptschüler, insbesondere die Jungen, ihre Unsicherheitsbetroffenheit mit der aktiven Strategie „sich bemühen/sich anstrengen“ zu bewältigen versucht und diese außerdem auf den schulischen Bereich bis hin zum Erwerb höherer Bildungsabschlüsse ausweitet, verdeutlicht, dass Arbeitslosigkeit von ihnen vor allem als Motivations- und Qualifikationsproblem begriffen wird. Aus diesen Schülervorstellungen bezüglich der Ursachen von Arbeitslosigkeit speist sich gleichzeitig wieder ihre Unsicherheitsbetroffenheit. Denn indem die Schüler glauben, das Ereignis Arbeitslosigkeit durch ihr Verhalten (Fleiß, Anstrengung, bessere Noten usw.) positiv beeinflussen, also kontrollieren zu können, wächst die Furcht vor dem individuellen Versagen. Einen größeren „Schutz“ des Selbstwertgefühls bieten daher die Distanzierung, die Vermeidungsstrategie, der Realismus sowie die Bereitschaft notfalls berufs inadäquate Tätigkeiten anzunehmen oder sich überall zu bewerben.

Nachfolgend wird außerdem gezeigt, wie es zwei Schülern des *Samples* gelingt, trotz der Vorstellung, bei Arbeitslosigkeit handle es sich u. a. um ein Qualifikationsproblem, keine Unsicherheitsbetroffenheit zu erleben. Charakteristisch für diese beiden ist, dass sie Arbeitslosigkeit als für ein kontrollierbares Ereignis halten.

Darüber hinaus werden zwei Fälle analysiert, bei denen zwar eine leichte Unsicherheitsbetroffenheit feststellbar ist, die jedoch Arbeitslosigkeit nicht auf einen qualifikatorischen *Mismatch* zurückführen.

8.2.3 Abweichende Fälle

Nachdem vorangehend weitgehend typische bzw. homogene Fälle im Sinne eines minimalen Vergleichs hinsichtlich der Unsicherheitsbetroffenheit vorgestellt und analysiert wurden, werden im Folgenden im Sinne eines maximalen Vergleichs bewusst heterogene, d. h. abweichende Fälle einbezogen. So lässt sich bei Kevin und Hassan im Gegensatz zu den übrigen 22 Hauptschülern des 24 Fälle starken *Samples* keine Unsicherheitsbetroffenheit rekonstruieren, obwohl auch sie Arbeitslosigkeit ursächlich in einem qualifikatorischen *Mismatch* bedingt sehen. Ebenso wei-

chen Zara und Clara ab, die beide zwar eine (leichte) Unsicherheitsbetroffenheit aufweisen, aber Arbeitslosigkeit nicht als Qualifikationsproblem begreifen.

8.2.3.1 Zuversicht gepaart mit Alternativrollen

Der Fall Kevin: „studier ich halt irgendwas“

Eine Arbeit zu haben ist für Kevin selbstverständlich. Vor Augen hat er einen *nine-to-five*-Job, verweist aber auch auf Schichtarbeit und Nachtdienst, nimmt insofern die raum-zeitliche Strukturierungsfunktion der Erwerbsarbeit wahr und hat den Anspruch „gut bezahlt“ zu werden. Den Begriff Arbeit assoziiert Kevin klar mit der Funktion Geld zu verdienen. Er argumentiert mit den Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ und „Anspruchsniveau“ sowie der extrinsischen Wertorientierung und der ökonomischen Komponente. Darüber hinaus drückt er mit „da muss man arbeiten“ den „situativen Arbeitsdruck/Druckmotivation“ aus.

In Abgrenzung zu Arbeit bedeutet Arbeitslosigkeit für Kevin vor allem finanzielle Einbußen. Keinen Job zu haben heißt arbeitslos zu sein und „*dementsprechend kein Geld*“ zu verdienen, sondern „*von Hartz IV*“ zu leben. Dann habe man es „*schwieriger im Leben*“, finde sich „*im Leben nicht so zurecht, wie [man es] eigentlich woll- sich erwünscht*“, könne „*bestimmte Sachen nicht sich kaufen, die man kaufen wollte, zum Beispiel ein Auto oder so*“. Die „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ ist vor allem die Einkommenshöhe (man „*kriegt*“ „*mehr Geld*“, wenn man arbeitet) sowie die Befriedigung materieller Wünsche („*ein Auto*“) und der Grundbedürfnisse („*genügend zu essen und so*“). Hinsichtlich der Arbeitsorientierung wird somit insbesondere mit der ökonomischen Komponente und der extrinsischer Wertorientierung argumentiert. Durch die Kontrastierung Arbeitslosigkeit (Transfereinkommen (Hartz IV)) und Erwerbsarbeit (Einkommen) argumentiert Kevin außerdem mit den „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“.

Damit überwiegen bei Kevin zwar die positiven Assoziationen mit Erwerbsarbeit, doch verweist er auch auf negative Aspekte, wie etwa die Unterschlagung von Arbeitslohn durch den Arbeitgeber. Obwohl der „*Chef*“ eigentlich laut Arbeitsvertrag den Lohn auszahlen muss, „*bezahlt*“ er den Arbeitnehmer „*ein bisschen schlechter*“, wenn der beispielsweise „*die Leistung nicht erbringt, die man erbringen soll*“. Indirekt verweist Kevin hiermit auf eine mögliche Lösung des Agencyproblems.

Daneben nennt Kevin weitere Probleme mit dem Arbeitgeber, weswegen man dann „*auch nicht so n leichten Job*“ habe. In beiden Fällen deuten sich externe Kontrollüberzeugungen und eine gewisse Handlungssohnmacht des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber an. Über das HBZ hat Kevin außerdem verschiedene Berufe kennen gelernt, die er als „*anstrengend*“ bewertet. Man müsse „*viel zuhören*“, „*viel lernen*“ und „*viel behalten*“. Auch hat dieser praktische Nachvollzug bei Kevin offenbar nicht zu einer Berufswahlentscheidung beigetragen.

Zwar nennt Kevin im Interview nicht seinen Berufswunsch, doch wird deutlich, dass ihm viel am alltagspraktischen Nutzen eines Berufes, einer Tätigkeit gelegen ist („berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ und „Anspruchsniveau“). Berufe wie KFZ-Mechatroniker und Bürokaufmann erlebt er als Tätigkeiten, bei denen man weiß, *„was man tun muss“*, wenn der eigene Wagen kaputt ist oder *„wie man mit bestimmten Unterlagen umgehen muss, und auch mit Geld“*. Insofern erweisen sich diese Berufe, die *„schon was mit dem Leben zu tun“* haben, als hilfreich und nützlich, weil man durch sie *„im Leben weiterkommt“*. Zu arbeiten befriedigt außerdem Kevins kognitives Bedürfnis nach Wissen, so lerne man auch etwas, wenn man arbeite sowie sein Bedürfnis nach (Selbst-)Achtung und Wirksamkeit. Letzteres ist befriedigt, wenn er abends, nach getaner Arbeit, nach Hause kommt, *„mit nem guten Gefühl, ich hab heut was gemacht“*. Angesprochen ist damit auch die Sinnstiftungsfunktion von Erwerbsarbeit. Seine Antwort auf die Frage, was ihm zu „teilhaben an der Gesellschaft“ einfalle, verdeutlicht ebenfalls diese Sinnstiftungsfunktion. So tue ein Physiker oder Chemiker etwas für die Gemeinschaft, indem er Sachen entdecke und wisse wie gefährlich die sind. *„Und auch Ärzte und so, die machen ja auch- die nehmen ja auch Teil an der Gesellschaft, weil die auch ähm anderen Leuten helfen und so. Und dadurch kriegen die einen guten Ruf auch“* (Kevin, Zeile 465-468). Indem man arbeitet und Geld verdient ist man in Kevins Augen somit nicht nur an der Gesellschaft beteiligt, sondern erlangt durch seinen Beruf auch „Achtung“, kann also seinen Wunsch nach einem guten Ruf bzw. nach Prestige befriedigen.

Kevin findet außerdem, dass krankheitsbedingt Arbeitslose (ursächliche Bedingung: Berufsunfähigkeit beispielsweise wegen eines Herzfehlers) im Vergleich zu faulen Arbeitslosen (*„die wollen keinen Job haben“*, *„weil sie irgendwie äh keinen Bock dazu haben“*) unterschiedlich behandelt werden müssen, obwohl beide gleichermaßen gegen die Reziprozitätsnorm verstoßen und eine Belastung darstellen. Kranke betrachtet Kevin auch weiterhin als vollwertige Gesellschaftsmitglieder, die Hartz IV bekommen sollten; Faule sieht er nur noch zum Teil als Gesellschaftsmitglieder an, denen kein Hartz IV zustehe. Dies ist jedoch widersprüchlich zu seiner Annahme, dass Hartz IV lediglich vom Staat geliehenes Geld sei, das wieder zurückgezahlt werden müsse. Könnten Arbeitslose das geliehene Geld nicht zurückzahlen, würden sie *„halt auch obdachlos“*. Hiermit widerspricht er wiederum seiner Befürchtung, der Staat könne wegen der vielen Hartz IV-Empfänger *„immer mehr Geld“* „verlieren“ und *„irgendwann pleite“* gehen. Deshalb werde auch zu drastischen Mittel wie Arbeitszwang bzw. Arbeitspflicht gegriffen, d. h. Arbeitsunwillige würden dazu gebracht zu arbeiten, um Arbeitslosigkeit zu senken. Vor diesem Hintergrund findet er es *„eigentlich auch irgend gut“*, Geringqualifizierten eine außerbetriebliche Ausbildung zu ermöglichen, *„weil ja, es wäre doof, wenn jetzt zum Beispiel kein Mensch arbeiten würde, dann wär der Staat total schnell pleite [...] und ähm ja dann würde auch keiner was lernen, weils dann auch keine Lehrer gibt,*

weil das is auch ein Beruf“ (Kevin, Zeile 291-297). Arbeit wird insofern als zwingende Notwendigkeit bzw. als gesellschaftliche Pflicht erlebt, um den Staat vor der Pleite zu bewahren und zivilisatorische Standards aufrechtzuerhalten. Denn wenn niemand mehr arbeite, gebe es auch keine Lehrer, „sodass keiner was lernen würde und die Kinder schon irgendwie jetzt ähm so bei ihren Eltern auf dem Feld so arbeiten so. Das wäre dann so halt Bauern“ (Kevin, Zeile 295ff.). Deutschland gliche dann dem „Dritten Reich“. Nachgefragt, was er darunter verstehe, wird nicht nur die begriffliche Verwechslung der Dritten Welt mit dem Dritten Reich erkennbar, sondern auch sein stereotypes Afrika-Bild:

„Ja da ähm werden- sind die halt auch- in Afrika sind die halt auch ähm ja, sterben die halt viel früher, sind kr- total oft krank, weil die da nich die entsprechende ähm Medizin haben. Ja da arbeiten- werden die- arbeiten die Kinder meistes, wenns da Arbeit gibt, schon mit 14, 15. Die gehen nich zur Schule und ja, haben oft auch AIDS oder so. Weil die halt auch keine Verhütung kennen. Haben halt keine Bildung“ (Kevin, Zeile 304-312).

Ursächlich bedingt sieht Kevin Arbeitslosigkeit somit durch Krankheit, Faulheit und durch einen qualifikatorischen *Mismatch*: „in der Schule nich so gut aufgepasst“, „in der Schule nich gut mitgemacht“, „nur schlechte Noten geschrieben“. Die Schuld an der Arbeitslosigkeit wird dabei eindeutig dem Arbeitslosen selbst zugeschrieben. Auch in einer schlechten Arbeitsleistung sieht Kevin eine Ursache für Arbeitslosigkeit. Er nimmt an, dass sich Arbeitslose dann „nich mehr die Mühe“ machen „noch ne Bewerbung zu schreiben und sich irgendwo anders zu bewerben“. Dies impliziert zum einen interne Kontrollüberzeugungen sowie, im Umgang mit Arbeitslosigkeit als Handlungs- und interaktionale Strategie, ein „sich bemühen“, indem man sich weiter bewirbt. Langzeitarbeitslosigkeit wird damit außerdem personenattribuiert, d. h. in Kevins Augen sind Arbeitslose eindeutig selbst schuld an ihrer Situation. Als weitere Handlungs- und interaktionale Strategien des Einzelnen im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit, nennt Kevin die Bewältigungsstrategien „versuchen, sich irgendwo zu bewerben“ und „sich bei mehreren Stellen zu bewerben und gucken, welche ihn annimmt, und wenn ihn keine annimmt, dann immer weiter probieren, bis ihn eine annimmt“ (Kevin, Zeile 244-247). Erstere kann so gedeutet werden, dass auch berufsinaäquate Tätigkeiten infrage kommen. Die zweite Strategie verweist einerseits auf eine aktive Haltung des Betroffenen, doch deuten das „gucken, welche ihn annimmt“ und das „immer weiter probieren, bis ihn eine annimmt“ auf externe Kontrollüberzeugungen hin. Zwar kann und sollte man sich weiterhin bewerben und insofern um Arbeit bemühen, doch liegt es letztendlich in der Hand der Beschäftigten, ob man eingestellt wird oder nicht. Auch liest sich das „immer weiter probieren“ als ein „nicht aufgeben“ und insofern als ein psychologisches *Coping*. Als sozialökonomisches *Coping* kann hingegen die Strategie „vielleicht noch mal ne Ausbildung anfangen“, „Abitur machen“ oder

„irgendwas studieren“ aufgefasst werden. Doch sind diese weniger im Sinne einer zusätzlichen oder nachträglichen Qualifizierung zu verstehen, um die Arbeitsmarktchancen zu verbessern, denn als „gesellschaftlich akzeptierte[.] Alternativrollen zur Erwerbsarbeit“ (Büchtemann 1979, 55). Die Rückkehrmöglichkeit ins Bildungssystem verringert somit das Ausmaß psychosozialer Belastungen durch Arbeitslosigkeit, weswegen es sich bei den genannten Strategien auch und vor allem um ein psychologisches *Coping* handelt. Dies korrespondiert mit dem zentralen Ergebnis der Birkelbach-Untersuchung, „dass sich die Schülerinnen und Schüler im Verlauf des letzten Schuljahres aufgrund der Erfahrungen ihrer Chancenlosigkeit auf dem Ausbildungsmarkt zunehmend gezwungen sehen, den Wunsch nach einer Berufsausbildung zunächst aufzugeben und statt dessen weiter zur Schule zu gehen“ (Birkelbach 2007, 248). So würden sich insbesondere Hauptschüler gegen Ende des 10. Schuljahres „zunehmend an den Möglichkeiten, Chancen und Restriktionen des Ausbildungsmarktes und des Bildungswesens“ (ebd., 256) orientieren, während sie ihre eigenen Wünsche immer mehr zurückstellten. Schule werde damit zur Notlösung.

Erst auf explizite Nachfrage nach externalen Gründen nennt Kevin als eine mögliche Ursache für Arbeitslosigkeit die Firmenpleite. Ursächlich bedingt sieht er diese zum einen in einem Brand, weswegen die Firma „*zwangsweise umziehen*“ müsse und „*sie wahrscheinlich nicht das Geld*“ hätten, um „*die Firma weiter zu leiten*“. Zum anderen resultiere eine Firmenpleite aus Schulden, die sie nicht begleichen könne. Darüber hinaus nimmt Kevin an, dass der „Umzug“ einer Firma dazu führe, dass „*da dann weniger Leute ähm hinpassen, also in den neuen Bereich*“, es somit im Sinne einer „Überfüllung“ (des Firmengebäudes) zu Entlassungen komme. Um eine Firmenpleite zu verhindern, könne der Chef Kredite aufnehmen, die die Firma allerdings „*immer wieder abbezahlt, bis die dann ähm halt soweit sind, dass sie sich wieder selbst versorgen können*“. Die Arbeitskräfte könnten außerdem „*länger arbeiten*“, damit „*weiter die Sachen produziert*“ und verkauft werden können, wodurch die Firma „*dann wieder Geld*“ verdiene und „*vielleicht auch ein paar mehr Leute einstellen*“ könne.

Weil mit dem nahe bevorstehenden Schulabschluss „*der Ernst des Lebens*“ losgehe und er sich eine Arbeit suchen müsse (Arbeit als zwingende Notwendigkeit), macht sich Kevin seit er zwölf, 13 Jahre alt ist Gedanken darüber, was er „*später auch mal so für eine Arbeit machen will*“ und was er „*dazu alles ähm wissen muss*“, welche Schulnoten er dafür braucht. Obwohl Kevin Arbeitslosigkeit vor allem durch einen qualifikatorischen *Mismatch* verursacht sieht („*in der Schule nicht so gut aufgepasst*“, „*in der Schule nicht gut mitgemacht*“, „*nur schlechte Noten geschrieben*“), nähert er sich diesem Berufswahlprozess ganz entspannt. So erlebt er keine Unsicherheitsbetroffenheit, weil er „*auch nicht grad so schlechte Noten*“ hat

und infolgedessen auch „weiß“, dass er „wahrscheinlich“ einen Beruf „kriegt“. Für den Fall, dass dies doch nicht zutrifft hat er sich bereits eine Strategie zurechtgelegt, dann nämlich studiert er „halt irgendwas“. Insofern verhindert die gesellschaftlich akzeptierte Alternativrolle „Rückkehr ins Bildungssystem“ (vgl. Büchtemann 1979, 55) im Sinne eines sozialökonomischen und psychologischen *Copings*, dass Kevin Unsicherheitsbetroffenheit erlebt. Verhindert wird Unsicherheitsbetroffenheit außerdem dadurch, dass er zwar schlechte Schulleistungen, nicht jedoch den Hauptschulbesuch zur ursächlichen Bedingung für Arbeitslosigkeit macht. Damit hat die intervenierende Bedingung, dass er eine Hauptschule besucht, keine „Andockstelle“ und verliert somit ihre Wirkung. Da er von sich glaubt, „*nich grad so schlechte Noten*“ zu haben, können auch seine Schulleistungen nicht zur intervenierenden Bedingung für Unsicherheitsbetroffenheit werden.

Der Fall Hassan: „Ich lebe in mein eigene Land, in der Türkei.“

Für Hassan ist Arbeit eine zwingende Notwendigkeit – „*ich muss einfach arbeiten*“ – wegen des sozialen Drucks, vor allem jedoch aus finanziellen Gründen, aber auch, wegen ihrer psycho-sozialen Funktionen.

Unter einer „guten Arbeit“ versteht er eine Arbeit, die man mag, die man gerne macht. Sein Traumjob Computertechniker entspricht einer solchen Arbeit. Für ihn ist dies eine Büroarbeit, bei der er Computer repariert, verkauft, Kundengespräche führt usw. Als Kontrast zur Büroarbeit erwähnt Hassan Fabrikarbeit.

Hassan verbindet mit Arbeit vor allem die Einkommensfunktion. Arbeit bedeutet Geld verdienen, Geld bedeutet „weiterleben“ zu können. Darüber hinaus ist Arbeit für ihn eine Art innerer Zwang: „*wenn man nicht äh arbeitet, dann äh der will nicht zuhause bleiben*“, „*der will arbeiten*“. So ermöglicht Arbeit sozialen Kontakt und „Probleme lösen“: man ist „froh“.

Im Kontrast dazu bedeutet Arbeitslosigkeit Einkommensverlust und Langeweile, weil man „*zuhause so sitzt*“. Arbeitslos zu sein, „*das ist natürlich schlecht*“. Dann müsse er „*eine Arbeit finden*“, denn, „*wenn ich so vorstelle, dass ich arbeitslos bin, das ist für mich langweilig. Weil ich das nicht will. Ich will immer arbeiten*“. Diese Vorstellung treibt ihn an. Dabei ist er naiv optimistisch, so denke er immer, dass er einen guten Beruf haben wird. Hinter diesem Optimismus verbirgt sich eine Bewältigungsstrategie, ein emotionsorientiertes *Coping*. Auch wendet er eine kollektive Bewältigungsstrategie an. So rede er manchmal mit seinem Freund über Arbeitslosigkeit: „*Ja wir sagen, das ist schlecht, man muss arbeiten. Ja wenn man nicht arbeitet, dann is schlecht und man is faul. Dann kann der nicht mehr arbeiten. Wenn der faul ist*“ (Hassan, Zeile 326-330). Ausgedrückt wird hier die verinnerlichte Arbeitspflicht, ein Arbeitszwang. Außerdem wird mit Faulheit eine ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit genannt. Dabei liegt offenbar eine Argumentationsschleife vor: Man ist arbeitslos, d. h. man arbeitet nicht, damit gilt man als faul und kann nicht mehr arbeiten, sodass man quasi arbeitslos bleibt.

Hassan nimmt außerdem an, dass Arbeitslosigkeit zu sozialer Ausgrenzung führt. *„Weil der nicht arbeitet“* und insofern gegen die Reziprozitätsnorm verstößt, *„mögen“ „die Leute“ „den nicht mehr“*. Seiner Meinung nach *„muss“* man *„immer arbeiten“*, sofern man arbeiten kann und sollte *„nicht so faul sitzen“*.

Da man in der Arbeitslosigkeit wegen des fehlenden Einkommens *„gar nichts kaufen“* könne, nimmt Hassan Diebstahl (*„der klaut was“*) als Bewältigungsstrategie an.

Arbeitslosengeld bekomme man zwar, aber wenn man 60 oder 65 Jahre alt sei, *„dann arbeitet man nicht mehr und bekommen die nicht mehr Geld“* (Altersarmut). Dass Arbeitslose Arbeitslosengeld bekommen, findet er außerdem *„nicht gut, weil äh der denkt äh wenn ich arbeite, dann krieg ich die gleiche Geld, warum soll ich dann arbeiten“*. Insofern weist Hassan auf die Missbrauchsgefahr hin, findet aber, dass die Arbeitslosen *„falsch“* denken, da sie, *„wenn die äh nicht mehr arbeiten können, dann bekommen die nicht Geld“*. Dies sei *„schlecht“*. Ohne Geld sei man handlungsohnmächtig, *„die machen gar nicht mehr“*. Allerdings könne man Geld von der Bank leihen, doch falls man dies nicht zurückzahlen könne, drohe die Pfändung. Sei nichts zu holen, *„wenn der nich so Sofa oder so was hat“*, drohe außerdem eine Gefängnisstrafe.

Als Präventionsmaßnahmen, d. h. Strategien, um Arbeitslosigkeit zu verhindern, verweist Hassan auf die Möglichkeit des einzelnen Beschäftigten *„gut zu arbeiten“*, d. h. pünktlich und respektvoll zu sein, nicht zu provozieren. Arbeitgeber sollten hingegen Arbeitnehmer nicht mit zu viel Arbeit überfordern, müssten den Arbeitnehmern gegenüber auch respektvoll sein und ihnen *„immer“ „Geld bezahlen“*.

Verursacht sieht Hassan Arbeitslosigkeit somit auch durch mangelhafte Arbeitstugenden wie Unpünktlichkeit. Ebenso nimmt er Selbstkündigung infolge einer berufs inadäquaten Tätigkeit an: Wenn man beispielsweise gerne als Taxifahrer arbeiten würde, wäre aber derzeit als Automechaniker tätig, dann käme es vor, dass die Person kündige, weil sie ihre Arbeit nicht *„mag“*. Neben dieser und weiteren internalen Ursachen – mangelhaften Arbeitstugenden, Faulheit und schlechter Arbeitsleistung – sieht Hassan Arbeitslosigkeit auch ursächlich bedingt im technischen Fortschritt. Computer bzw. Maschinen ersetzen quasi die menschliche Arbeitskraft und arbeiteten *„noch schneller und äh noch billig[er]“*.

Arbeitslosigkeit bedeute für den Staat in erster Linie einen Produktionsausfall, weswegen der Staat kein Geld verdiene. Dies sei dann eine *„Wirtschaftskrise“*, die wiederum Arbeitslosigkeit verursache. Eine Firma habe *„so viel äh Arbeiter“*, die sie nicht mehr *„bezahlen“* könne, weil sie aufgrund der Wirtschaftskrise *„nicht so genug Geld“* habe – *„dann die bezahlen nicht und werfen die einfach weg“*. Externe Kontrollüberzeugungen sind somit bei Hassan vorherrschend und er nimmt eine gewisse Handlungsohnmacht der Arbeitnehmer an.

Konfrontiert mit seiner Fragebogenantwort, dass es deshalb arbeitslose Menschen in Deutschland gebe, weil viele Menschen in Deutschland leben, erklärt Hassan wie folgt:

„hier gibt's so viele Menschen, ja. Äh die sind auch Ausländer manche. Manche sind auch Ausländer und äh so viel Menschen gibt, die arbeiten so billig ne. [...] Dann äh die andere sind äh würden arbeitslos sein. Zum Beispiel äh ja eine L- äh Volk, gibts- die arbeiten so äh billig, ne. Aber die andern arbeiten so teu- äh ein bisschen teuer und die Arbeitgeber wählt natürlich die billig- billige Arbeiter. Äh und äh die andere Arbeiter sind äh arbeitslos“ (Hassan, Zeile 467-478).

Somit sieht Hassan Arbeitslosigkeit auch durch „Billiglohnarbeiter“ aus dem Ausland verursacht.

Schließlich verweist Hassan im Zusammenhang mit dem Impulswort „Bildung“ auf den qualifikatorischen Mismatch:

„Äh wenn man so gute Bildung hat, dann bekommt man äh ein sch- gute Beruf. Äh diejenigen, das die nich so gute Bildung haben äh, dann die haben noch weniger Chance. Ja, aber die ander haben äh dass sie gute Bildung haben, die haben noch mehrere Chance. Weil die äh weiterg- studiert haben. [...] Ähja, wenn man äh so weiterstudiert äh ist ein bisschen schwer, aber das macht äh Chance, ne. In dem Beruf=Berufsleben. Ja wenn man gut studiert hat, dann wählt der Arbeitgeber den. Ja wenn man nicht so gut studiert hat äh, wenn man kein Bildung hat, dann äh verdient er noch weniger und äh der Arbeitgeber wählt ihn mm nicht immer. Vielleicht manchmal, aber äh nicht immer“ (Hassan, Zeile 497-514).

Hassan assoziiert mit Bildung „weiterstudieren, noch besseres Abschluss kriegen, natürlich noch besseres Beruf äh und das besser als die normale Abschluss“. Eine gute Bildung, d. h. studiert zu sein, eröffnet seiner Ansicht nach berufliche Chancen. Demgegenüber bedeute „kein Bildung“, „nich so gute Bildung“ und „nicht so gut studiert“ zu haben weniger zu verdienen und berge ein hohes Arbeitslosigkeitsrisiko. Implizit wird Arbeitgebern die Rekrutierungspraxis unterstellt, vorwiegend „gebildete“ Menschen einzustellen.

Obwohl Hassan den qualifikatorischen *Mismatch* als ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit erwähnt, lässt sich keine Unsicherheitsbetroffenheit bei ihm rekonstruieren. Weder macht er die Hauptschule zur ursächlichen Bedingung, noch seinen Hauptschulbesuch zur intervenierenden Bedingung. Seine Zukunftsvorstellung ist sehr konkret und zuversichtlich. So ist er sich sicher, eine „gute Arbeit“ zu haben, sich „verheiratet“ zu „haben“ und in seinem „eigenen Land, in der Türkei“ zu leben. Eine „gute Arbeit“ ist Hassans Vorstellung zufolge nur durch „gute Bildung“, d. h. ein Studium möglich. Offenbar verfolgt er diesen Bildungsweg auch als Be-

wältigungsstrategie im Sinne eines sozialökonomischen und problemzentrierten *Copings*. Wahrscheinlich handelt es sich bei seinem geplanten Leben und Arbeiten in der Türkei ebenfalls um eine Bewältigungsstrategie. Die Bewältigungsstrategien erzeugen Zuversicht, die das Aufkommen von Unsicherheitsbetroffenheit verhindert.

Die Fälle Kevin und Hassan zeichnet die Gemeinsamkeit aus, dass beide keine Unsicherheitsbetroffenheit erleben, obwohl sie Arbeitslosigkeit durchaus als Qualifikationsproblem deuten. Charakteristisch für beide ist ihre Zuversicht bzw. ihr Optimismus. Außerdem verfügen sie über Alternativrollen: Kevin hält sich die Option ins Bildungssystem zurückzukehren offen, Hassan plant ein Leben und Arbeiten in der Türkei. Dies verhindert das Aufkommen von Unsicherheitsbetroffenheit.

8.2.3.2 Arbeitslosigkeit

– individuell verschuldet, aber kein Qualifikationsproblem

Der Fall Clara: *„Und ähm so manche werden wahrscheinlich selbst gekündigt vom Chef oder so, keine Ahnung. Ähm weil die die Arbeit nicht richtig gemacht haben.“*

Mit ihrem Alter legitimiert Clara, dass sie mit anderen kaum über Arbeit und gar nicht über Arbeitslosigkeit spricht. Sie sei erst 14 und vermutet, dass sie sich erst mit 16, 17 Jahren Gedanken über Arbeit und Beruf etc. machen wird. Entsprechend vage fällt ihre Zukunftsvorstellung aus: *„keine Ahnung, ich würd wahrscheinlich Familie haben wollen und nen guten Job oder so was“*. Allerdings erhebt sie den Anspruch, dass dieser Job „gut“ ist und dass sie damit *„genug Geld verdienen kann“*, um ihre Familie *„ernähren“* zu können. Jedoch hat sie sich noch nicht überlegt, was sie sich genau unter einem „guten Job“ vorstellt: *„Aber ähm so mein Traumberuf oder so was, also ich weiß ja nich, was ich hier noch machen soll, also hab ich immer Erzieher genommen, weil ich gerne mit Kindern ähm was hätte“* (Clara, Zeile 15-18).

Es ist unklar, worauf sich ihre Aussage *„ich weiß ja nich, was ich hier noch machen soll“* bezieht. Bezieht sie sich auf die Interviewsituation, auf die Schule oder auf ihr Leben in Deutschland? Jedenfalls resultiert aus dieser darin ausgedrückten Unsicherheit, dass sie den Erzieher-Beruf als eine Art „Alibi“-Beruf wählt, vielleicht auch, weil sie keine anderen Berufe kennt, bei denen sie mit Kindern zu tun hat. Etwas später ergänzt sie hinsichtlich ihrer Berufswahlentscheidung, dass es *„auf jeden Fall“* ihr „Beruf“ sein müsse, also das, was sie *„auch wirklich will“*. In Bezug auf die Arbeitsorientierung kommen hier die Dimensionen „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“ und „Anspruchsniveau“, die individuelle Komponente und eine eher intrinsische Wertorientierung zum Ausdruck.

Arbeit assoziiert Clara außerdem sowohl mit der sozialen Ebene („nette Mitarbeiter“) als auch mit der ökonomischen Ebene („guten Lohn kriegen“). Weiterhin beansprucht sie für sich, dass die Arbeitsstelle „ein bisschen näher an der ähm Wohnstelle“ ist. Der Arbeitsorientierung zufolge bewegt sich Clara somit auf den Dimensionen „Anspruchsniveau“ und „berufliche Werterwartung/Zugmotivation“. Ihre Wertorientierung erscheint eher extrinsisch. Die ökonomische Komponente dominiert. So assoziiert sie Arbeit klar mit der Einkommensfunktion, wobei sie betont, dass es darum geht „genug Geld“ zu haben. Doch sollte man ihrer Meinung nach für sein Geld auch etwas tun. Insofern hat sie die Reziprozitätsnorm verinnerlicht und argumentiert mit der Dimension „situativer Arbeitsdruck/Druckmotivation“. Mit ihrer Aussage, „dass man viel machen muss“, wird Arbeit zur zwingenden Notwendigkeit, weil sie eine soziale Norm darstellt, die es einzuhalten gilt. Auch erhält Arbeit damit einen negativen Beigeschmack. Diese negative Konnotation resultiert offenbar zum Teil aus Gesprächen mit den Eltern. Für sich leitet Clara hieraus ab: „muss man viel- viel schuften und so“.

Auch ihr Anspruch „genug Geld verdienen für meine Familie“ resultiert vermutlich auch aus diesen Gesprächen:

„Meine Eltern sagen so, ja, wir verdienen zu wenig, äh wir müssen mal ein bisschen mehr arbeiten und so. Und der Einzige, der arbeitet in unserer Familie, ist mein Vater und mein Bruder, der is ähm der wird dieses Jahr 20. Und der arbeitet auch schon, aber für sich selber dann“ (Clara, Zeile 475-481).

Verinnerlicht hat Clara insofern den Zusammenhang viel arbeiten bzw. schuften, dann verdient man genug Geld. Die in ihrer Familie dominierende ökonomische Komponente und extrinsische Wertorientierung wird insofern an Clara „sozial vererbt“.

Clara gibt zu, im Vergleich zu früher öfter über Arbeitslosigkeit nachzudenken. Vor Augen hat sie dabei, dass keine Arbeit in der Konsequenz „kein Lohn“ bedeutet. Eine Rolle spielt auch ihr Anspruch bzw. ihre Rollenerwartung, dass sie, wenn sie Familie hat, diese auch „versorgen“ kann (= intervenierende Bedingung). Auch wenn sie keine Familie hat, möchte sie eine Wohnung haben und müsste für die Miete aufkommen können (= intervenierende Bedingung). Insofern deuten diese Existenzfragen eine leichte Unsicherheitsbetroffenheit an.

So vermutet Clara, dass man durch seine Arbeitslosigkeit die Rollenerwartung der Familienversorger/die Familienversorgerin zu sein, enttäuscht. So denke der Betroffene wahrscheinlich, „dass er die Familie nicht füttern kann und so mit Essen, und dass er sie auch nicht bekleiden kann“. Die Familie erscheint insofern als passives „Haustier“, das es zu versorgen gilt. Clara nimmt außerdem an, dass sich

ein Arbeitsloser „so verloren“ und „arm“ „fühlt“ und entmutigt erwartet, keine Arbeit mehr zu finden. Diese Empfindungen teilt sie:

„Natürlich würd ich mich auch so arm fühlen, wenn ich nicht genügend Geld verdienen würde, ähm da würd ich mich auch so arm fühlen und so und dann einfach denk- und dann irgendwie denken, dass ich keinen Job mehr bekommen könnte, ähm wenn ich jetzt nicht ähm Bewerbungen oder so was abschicke an Dings ähm an den Betrieb, wo ich arbeiten möchte und so“ (Clara, Zeile 131-138).

Dabei erhebt sie abermals den Anspruch „genügend Geld“ verdienen zu wollen. Deutlich wird außerdem, dass die Befürchtung, keinen Job mehr zu bekommen, ursächlich durch ihre eigene Passivität bedingt ist. Denn nur, wenn sie sich nicht bewirbt, dann müsste sie befürchten, dauerhaft arbeitslos zu sein. Sich bewerben kann insofern als aktive Bewältigungsstrategie, als sozialökonomisches und problemzentriertes *Coping*, aufgefasst werden. Als weitere Bewältigungsstrategien, um wieder Arbeit zu finden, nennt Clara außerdem die Internetrecherche sowie die Nutzung von Netzwerkressourcen, z. B. „bei Verwandten vielleicht ähm fragen nach- wo ne Arbeitsstelle is“. Hinsichtlich der Bewältigungsstrategie „Internetrecherche“ nimmt sie außerdem an, dass im Internet oder in der Zeitung Arbeitsplätze gezielt angeboten werden, um Arbeitslosigkeit zu verringern. Sie vermutet, dass es sich bei den dort angebotenen Arbeitsplätzen um Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen handelt. Vielleicht habe der Staat diese Arbeitsplätze „eingeführt“, „damit die Arbeitslosen, die auch ähm auch n bisschen Arbeit kriegen“.

Wenn sie arbeitslos wäre, würde auch sie „im Internet nach ähm freien Arbeitsstellen suchen“. Dann würde sie sich bei mehreren Betrieben bewerben. Dahinter steht eine Strategie im Sinne eines psychologischen *Copings*, denn „wenn mich zum Beispiel jemand nicht angenommen hat, dann könnt ich mir ähm über den anderen Betrieb ja Hoffnungen machen, dass sie mich da annehmen“ (Clara, Zeile 504-507).

Keine Arbeit zu haben, arbeitslos zu sein, bedeutet für Clara außerdem automatisch Hartz IV, d. h. Arbeitslosengeld II als staatliche Grundversorgung, zu bekommen. Hierin sieht sie die Ursache für eine mögliche Staatspleite. Für Deutschland bedeute eine hohe Arbeitslosigkeit außerdem, dass es zu „wenig Mitarbeiter“ gebe, weswegen die Produktion zeitlich in Verzug gerate. Sie versteht außerdem den ökonomischen Zusammenhang, dass „Arbeiter“ Güter und Dienstleistungen produzieren bzw. anbieten, die der Arbeitgeber verkauft. Von dem Verkaufserlös bezahle der Arbeitgeber dann die Arbeitnehmer. An späterer Stelle wird dieses ökonomische Verständnis allerdings aufgelöst durch eine Fehlvorstellung. So glaubt sie, dass der Staat, indem er „Scheine drucken“ lässt, als Geldgeber agiert und die Löhne an die „Chefs“ „verteilt“, denn „die arbeiten ja auch und dafür

kriegen die ja auch genug Lohn“. Der „Chef“ wiederum verteile dann den Lohn an die Arbeiter, doch behalte er „irgendwas“ „wahrscheinlich auch für sich“.

Obwohl sie einen Zusammenhang zwischen Hartz IV und Staatspleite herstellt, findet Clara die finanzielle Unterstützung Arbeitsloser aus deren Sicht betrachtet gut, weil man „*dafür irgendwie nicht arbeiten muss*“. Schlecht daran sei allerdings, „*dass man ähm dann zu wenig bekommt, als wenn man arbeitet. Wenn man arbeitet, könnte man auch ein bisschen mehr bekommen*“ (Clara, Zeile 87ff.). Das Geld reiche „*grade mal für Miete, Strom, Wasser und so. Und dann kann man so gut wie nix zu essen oder so was kaufe*“. Hieraus resultiert für sie wiederum ein gewisser Arbeitszwang. So wird Arbeit zur zwingenden Notwendigkeit, um „*mehr Geld*“ zu verdienen als Hartz IV-Empfänger. Im Zusammenhang mit Hartz IV ist sie außerdem der Meinung, dass, „*wenn man nicht arbeiten äh will oder wenn man nicht arbeiten kann ähm, dann sollte man das auch nicht machen. Weil wenn man nicht arbeiten will und so- wenn man- wenn man jetzt ähm also so Bewerbungen abschickt, wenn man das muss, ähm und- an irgendeinen Betrieb oder so, dann- dann wird man ja nicht arbeiten, weil man das nicht will*“ (Clara, Zeile 370-375).

Ursächlich bedingt sieht Clara die Arbeitslosigkeit insofern in Selbstkündigung. So nimmt sie an, dass Beschäftigte von sich aus kündigen, „*weil sie keine Lust mehr haben auf den Job und sich nen anderen suchen oder so*“. Zu Entlassungen durch den „Chef“ käme es außerdem dann, wenn die Arbeitskraft die Arbeit „*nicht richtig gemacht*“, d. h. sich den Anweisungen des Arbeitgebers widersetzt und nicht untergeordnet habe. Käme dann noch hinzu, dass der Arbeitnehmer sich dem „Chef“ gegenüber aufmüpfig verhält (ihm „*trotzige Antworten*“ gibt und „*immer frech zu dem is*“) und faulenz („*nix auf der Arbeit*“, „*macht*“, „*also nur chillen*“), wäre seine Entlassung die Konsequenz. Auch Blaumachen zählt Clara zu den Ursachen für Arbeitslosigkeit.

Mit ihrem Verweis auf *Bossing* und *Mobbing* verharret Clara weiterhin bei den internalen Ursachen. Als ursächliche Bedingung für Arbeitslosigkeit nennt sie außerdem die Möglichkeit, dass die Arbeit „*zu schwer*“ sei für den Beschäftigten. Doch dann, so Clara, „*müsste er sich ja nicht für diese Arbeit entscheiden*“. Somit wird wieder eindeutig dem Betroffenen selbst Schuld zugeschrieben.

Den Ursachen entsprechend fallen ihre Bewältigungsstrategien aus. *Mobbing* und *Bossing* könnten durch den Chef unterbunden werden und wenn dem Beschäftigten „*die Arbeit zu schwer fällt, dann könnte er ja auch was anderes machen, was leichter is, wenn das- wenn das geht*“.

Als einzige externale Ursache kann Claras Vermutung gewertet werden, dass die „*Betriebe vielleicht voll sind*“ (Überfüllung). So existierten in Betrieben „*wahrscheinlich Plätze, wo man arbeiten muss und wenn da kein Platz frei ist, dann müsste man das ablehnen*“.

Eine „richtige“ Unsicherheitsbetroffenheit liegt bei Clara nicht vor. Zwar macht sie sich Gedanken über Arbeitslosigkeit, indem sie die damit verbundenen Belastungen vor dem Hintergrund der Leistungen und Funktionen, die Arbeit für sie erfüllen soll, reflektiert, doch lässt sich keine ursächliche Bedingung für Unsicherheitsbetroffenheit rekonstruieren. Im Gegensatz zu den anderen Schülern sieht sie Arbeitslosigkeit nicht in einem qualifikatorischen *Mismatch* verursacht. Auch problematisiert sie nicht ihren Hauptschulbesuch. Überhaupt weist sie die ganze Thematik Arbeit/Arbeitslosigkeit weit von sich, legitimiert diese Haltung durch ihr junges Alter. Offenbar ignoriert Clara das belastende Ereignis Arbeitslosigkeit, weswegen ihre Haltung auch als emotionsorientiertes *Coping* aufgefasst werden kann, das Unsicherheitsbetroffenheit verhindert.

Der Fall Zara: „nicht das macht, was der Chef erwartet“

Während Zara in ihrer Zukunftsvorstellung „verheiratet“ durch das „auf jeden Fall“ besonders betont, spricht sie eher unkonkret und beiläufig von Arbeit. Zara weiß noch nicht, was sie werden will. Ihre Vorstellung, „sich bewegen, viel reden, viel mit anderen Menschen arbeiten“, verrät allerdings Tendenzen. Sie stellt sich außerdem vor, in einer Firma zu arbeiten.

Unter Arbeit versteht sie eine außerhäusliche Erwerbstätigkeit, in Abgrenzung zur Hausarbeit. Neben „Geld verdienen“ und „sich was leisten“ können, nennt sie als Arbeitsmotive ihre Kinder zu versorgen sowie die mit Arbeit verbundene raumzeitliche Strukturierung, „halt nicht zuhause sitzen“. Arbeit bietet darüber hinaus einen Schutz vor Armut und Obdachlosigkeit („dass ich nicht auf der Straße lebe“).

Indem sie keine Arbeit mit „nichts“ bzw. mit Besitzlosigkeit assoziiert, argumentiert sie im Hinblick auf die Arbeitsorientierung mit der Dimension „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“. Sichtbar werden außerdem eine eher extrinsische Wertorientierung und der Fokus auf die ökonomische Komponente.

Obwohl Arbeit insofern positiv besetzt ist, resümiert Zara im Hinblick auf ihre Arbeitserfahrungen: „Is eigentlich nicht so schwer, aber ja, is nich also- für mich is es nich also- bis jetzt wars noch nicht so schlimm für mich“. Offenbar erwartet sie die unangenehme bzw. negative Seite der Erwerbsarbeit. Wieso sie davon ausgeht, dass Arbeit „schwer“ oder „schlimm“ sein kann, ist unklar. Vielleicht hat sie durch ihre Bezugspersonen prekäre Arbeit kennen gelernt, zumal sie sich mit ihren Eltern und Geschwistern über deren Arbeitserfahrungen austauscht und diese konkret fragt, „wie es is zu arbeiten, ob das schwer is oder ob es anstrengend is so was. Ob man so etwas also aushält, acht Stunden lang aus den- auf den Füßen zu bleiben“ (Zara, Zeile 357-361).

Das Thema Arbeit betrifft Zara sehr und sie macht sich Gedanken darüber, weil sie „nich auf der Straße leben“ möchte, sondern sich „schon was also bieten können, leisten können“ möchte. Dass sie sich heute im Vergleich zu früher Gedanken über

Arbeit macht, führt sie auf ihr Alter zurück: „*man wird erwachsener. [...] Ja und das kommt dann von alleine halt. Dass man arbeiten will und nicht so, wie manche Leute, auf der Straße- also wenn man das schon sieht, dann denkt man schon so will ich- so will ich nicht enden*“ (Zara, Zeile 378-383).

Arbeit wird damit nicht nur zur zwingenden Notwendigkeit. Argumentiert wird vor allem mit den „Belastungen durch Arbeitslosigkeit“, der ökonomischen, aber auch der sozialen Komponente, bei einer extrinsischen Wertorientierung.

Zara gibt zu, sich manchmal auch über Arbeitslosigkeit Gedanken zu machen. So fragt sie sich, „*Was, wenn niemand mich annimmt? Was soll ich dann machen?*“ Weil sie offenbar keine Bewältigungsstrategien griffbereit hat, erzeugt die Vorstellung, dass „*niemand*“ sie einstellen könnte, Unsicherheitsbetroffenheit. Sie sei zwar „*schon überzeugt*“, dass sie Arbeit finden werde, aber falls nicht, dann wisse sie „*immer noch nicht weiter*“. Doch sie wünsche sich sehr, dass sie „*irgendwas*“ findet. Das „*sich wünschen*“ kann insofern als passive Bewältigungsstrategie begriffen werden, wohingegen das „*irgendwas*“ auf ein sozialökonomisches und problemorientiertes *Coping* bzw. die Bereitschaft verweist, zur Not auch eine berufs inadäquate Tätigkeit anzunehmen. Mit „*einfach weiterversuchen*“, „*nicht aufgeben*“ nennt Zara vor allem psychologische Bewältigungsstrategien, die sich in das sozialökonomische *Coping* „*einfach weitermachen, bis es nicht mehr geht*“ verwandeln und in der (erhofften) Konsequenz münden, „*irgendwann*“ eine Arbeit zu bekommen.

In ihren Augen hat ein Arbeitsloser „*keine Zukunft*“ und „*kann sich nichts leisten, Kinder nicht leisten*“. Er sei „*ganz auf sich selbst*“ gestellt, „*muss selber für sich sorgen*“. Arbeitslose bekommen Zaras Ansicht nach zwar von der „*Stadt*“ oder vom „*Arbeitsamt*“ Geld, aber „*nicht so viel*“, weswegen sie sich „*auch nicht selbst versorgen*“, sich „*nichts leisten*“ könnten und „*eigentlich nicht das [kriegen], was sie wollen*“. Dass Arbeitslose wenigstens ein bisschen finanziell unterstützt werden, findet sie „*gut, weil jeder hat das Recht also was zu bekommen und ähm- also halt jeder hat das Recht dafür so. Eine Haus, eine Wohnung, ein Haus, ein Dach überm Kopf zu haben, was also ähm zu essen. Also ich- also ich mein, das muss schon jeder haben*“ (Zara, Zeile 251-256).

In der Situation „*keine Arbeit*“ würde sie „*trotzdem weitermachen*“, „*nicht aufgeben*“. Hier hinter verbergen sich ein psychologisches und ein emotionsorientiertes *Coping*. Als weitere, eher sozialökonomische Bewältigungsstrategien können „*immer weiter suchen Arbeit zu finden oder zu arbeiten*“, „*Also das Beste draus machen*“ rekonstruiert werden. Letztere ist auch als Anpassungsstrategie an Arbeitslosigkeit und in dem Sinne als konstruktive Adaption zu verstehen. Um den Arbeitsplatz zu behalten, kann als weitere Bewältigungsstrategie „*gut mit den Chefen klarkommen. Also, das machen, was der Chef auch verlangt*“ rekonstruiert werden. Dies korrespondiert mit der Annahme, dass Probleme mit dem „*Chef*“ – „*nicht das macht, was der Chef erwartet*“ – Arbeitslosigkeit verursachen können. Ursächlich bedingt sieht Zara Arbeitslosigkeit außerdem in Unpünktlichkeit und

Faulheit („*keine Lust*“). Sie nimmt auch an, dass manche „*keine Chance*“ haben Arbeit zu finden, wobei sie dies mit der Persönlichkeit, dem Temperament des Einzelnen begründet. Erst auf explizite Nachfrage nach weiteren Gründen, die nichts mit der Person, sondern z. B. mit der Firma zu tun haben, vermutet Zara, dass Arbeitgeber vielleicht „*weniger Arbeiter haben*“ wollen. Wenn eine Firma „*nicht so gut läuft*“, dann „*müssen sie ja irgendjemanden also rausschmeißen*“. Wieso eine Firma „*nicht so gut läuft*“ kann sie allerdings nicht erklären. Zara hat auch Schwierigkeiten damit, sich vorzustellen, was Arbeit für die Wirtschaft bedeutet. Schließlich vermutet sie, dass sich die „Stadt“ oder die Wirtschaft auch mehr „*leisten*“ kann.

Nach den Folgen von hoher Arbeitslosigkeit für Deutschland gefragt, vermutet sie außerdem, dass die „Stadt“, die Arbeitslose finanziell unterstützt, „*sich halt auch nicht so viel leisten [kann], weil es arbeiten ja- also die Leute, die arbeiten, müssen ja auch selbst zahlen und dann wird die Stadt auch nicht so weiterkommen. Also wenn nicht so viele arbeiten, dann hat auch schon n paar Folgen dafür, aber ich weiß nicht, was*“ (Zara, Zeile 272-277). Deutlich wird, dass Zara einen Zusammenhang zwischen sozialstaatlichen Leistungen und Steuereinnahmen erkennt. So richtig erfasst hat sie die Thematik allerdings noch nicht.

Zaras Unsicherheitsbetroffenheit resultiert aus der Vorstellung, dass „*niemand*“ sie einstellen könnte und der Angst „*auf der Straße*“ „*enden*“ zu müssen. Unklar bleibt, warum sie es für möglich hält, dass „*niemand*“ sie einstellen könnte. Im Gegensatz zu den anderen Schülern sieht sie Arbeitslosigkeit nicht in einem qualifikatorischen *Mismatch* verursacht, stellt außerdem ihren Hauptschulbesuch nicht infrage.

Wesentlich zur Unsicherheitsbetroffenheit trägt ihre Hilflosigkeit bzw. Handlungsohnmacht bei. Zwar lassen sich das „*einfach weiterversuchen*“, „*nicht aufgeben*“, „*einfach weitermachen, bis es nicht mehr geht*“, „*trotzdem weitermachen*“, „*nicht aufgeben*“, „*immer weiter suchen Arbeit zu finden oder zu arbeiten*“, „*Also das Beste draus machen*“ als psychologische, zum Teil als sozialökonomische *Copings* deuten, doch fehlen ihr konkrete Bewältigungsstrategien.

Im Gegensatz zu Kevin und Hassan erleben Clara und insbesondere Zara Unsicherheitsbetroffenheit. Doch führen beide Arbeitslosigkeit nicht auf einen qualifikatorischen *Mismatch* zurück, obwohl in ihren Argumentationen individuelle Schuldzuschreibungen dominieren, während sich kaum außerindividuelle Erklärungsmuster finden. Beide Mädchen sehen vor allem in einem Fehlverhalten bei der Arbeit, insbesondere in einem nicht angemessenen Verhalten den Vorgesetzten gegenüber, eine Ursache für Arbeitslosigkeit. Dass sie Arbeitslosigkeit nicht in Verbindung bringen mit (Aus-)Bildung, Schulleistungen, Schulbesuch usw. ist für die beiden Achtklässlerinnen vielleicht auch eine Form der Bewältigung.

8.3 FAZIT BEZOGEN AUF DAS ZENTRALE PHÄNOMEN DER UNTERSUCHUNG

Unsicherheitsbetroffenheit bezieht sich auf Lebenschancen, deren Realisierung durch die Jugendlichen vor dem Hintergrund des Besuchs der niedrigsten Schulform als gefährdet eingestuft wird. Vergleichbar ist Unsicherheitsbetroffenheit daher mit der von Kraemer (2008) als „Prekarisierungsangst“ bezeichneten Mentalitätslage.

Hervorgerufen sieht Kraemer „gefühlte Prekarität“ durch arbeitsweltliche Erfahrungen und Erfahrungen im sozialen Nahbereich, die „eine tiefgreifende Transformation von Erwartungssicherheiten anzeigen“ (Kraemer 2008, 85). So begünstigen ihm zufolge enttäuschte Erwartungssicherheiten aufgrund der Erosion des rheinischen Sozialmodells und des Umstands, „dass dauerhafte, auf die soziale Stellung im Erwerbssystem bezogene Statusgewissheiten nicht mehr selbstverständlich sind“ (ebd.) die Ausbildung einer „Prekarisierungsangst“ (siehe Kapitel 3.1).

Ähnlich verhält es sich im Hinblick auf die Unsicherheitsbetroffenheit. Hier ist es der Schulbesuch bzw. der Bildungsweg, welcher wegen der schwierigen Verwertbarkeit des Hauptschulabschlusses auf dem Arbeitsmarkt nicht nur in objektiver Hinsicht als Prekaritätsrisiko einzustufen ist. Auch nehmen die Schüler ihren Bildungsweg auf der Basis eines normativen Vergleichsmaßstabes und ihrer normativen Sicherheitserwartungen als Prekaritätsrisiko wahr, sodass es zu Unsicherheitsbetroffenheit bzw. zur gefühlten Prekarität kommt. D. h., die Schüler haben Angst in prekäre Lebenslagen abzurutschen oder zukünftig prekären Lebenslagen ausgesetzt zu sein.

Ursächlich bedingt ist ihre Unsicherheitsbetroffenheit durch die dominierende Vorstellung eines qualifikatorischen *Mismatches* als Hauptursache für Arbeitslosigkeit, wovon insbesondere Hauptschulabsolventen betroffen sind. Angenommen werden schlechte Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen von Hauptschulabsolventen aufgrund einer Rekrutierungspraxis, die Jugendliche mit „Hauptschulhintergrund“ von vornherein „aussiebt“. In Kombination mit der intervenierenden Bedingung selbst einen „Hauptschulhintergrund“ zu haben und durch die kognitiv ernsthafte Repräsentation des Problems Arbeitslosigkeit, kommt es zur unsicheren Tatsachenüberzeugung und die Schüler erleben Unsicherheitsbetroffenheit vor allem in Form der Emotionen Furcht und Kummer.

Eine positive Arbeitsorientierung und Tatsachenbetroffenheit können Unsicherheitsbetroffenheit außerdem verstärken. Auch kann sie durch weitere ursächliche Bedingungen wie die Annahme einer Benachteiligung aufgrund des Kopftuchtragens sowie der intervenierenden Bedingung als Muslimin, tatsächlich ein Kopftuch zu tragen, angeheizt werden.

Als Ursache für Unsicherheitsbetroffenheit kommt aber auch die allgemeine Ungewissheit darüber infrage, was nach der Schule passiert, ob man einen Ausbildungsplatz bekommt oder Arbeit findet. Zusammen mit einem Bewusstsein über das Schlüsselproblem Arbeitslosigkeit und verschiedene ursächliche Bedingungen, entstehen dann Furcht und Kummer.

Nur zwei Schülern des *Samples* gelingt es, trotz der Annahme eines qualifikatorischen *Mismatches* und einer positiven Arbeitsorientierung keine Unsicherheitsbetroffenheit zu erleben.

Kevin erlebt zum einen keine Unsicherheitsbetroffenheit, weil er seine schulischen Leistungen als „gut“ einschätzt und sich zum anderen mit der gesellschaftlich akzeptierten Alternativrolle „Rückkehr ins Bildungssystem“ (vgl. Büchtemann 1979, 55) eine Strategie zu eigen macht, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Seine Bildungsaspiration sowie sein geplantes Leben und Arbeiten in der Türkei „schützen“ auch Hassan vor Unsicherheitsbetroffenheit.

Als Bewältigungsstrategie der Unsicherheitsbetroffenheit und somit als Versuch, Lebenschancen zu realisieren, dominiert in den Schülervorstellungen der übrigen Fälle die Strategie „sich bemühen/sich anstrengen“. Diese wird sowohl allgemein begriffen als auch auf den schulischen Bereich übertragen. Hierzu gehört ebenfalls die Strategie höhere Schulabschlüsse zu erwerben. Sich in der Schule bemühen, einen guten Schulabschluss, am besten den Realschulabschluss machen, erhöht in den Augen vieler Schüler die Chance auf Arbeit bzw. auf einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz. Ben fasst dies wie folgt zusammen: „*Ja man kann ne Bildung haben und arbeitslos sein, aber mit Bildung hat man die bessere Chance Arbeit zu bekommen*“.

Gleichzeitig begreifen die meisten ihren „Hauptschulhintergrund“ als ein problematisches Signal. Sie nehmen etwa an, dass die Arbeitgeber darauf achten, „*auf welcher Schule man war*“ (*Larina*). Als (ehemaliger) Hauptschüler gelte man, unabhängig vom tatsächlichen Schulabschluss, beispielsweise als „*nicht so schlau*“ (*Melek*) und werde deshalb nicht oder seltener rekrutiert. Demnach finden sich in den Erklärungsmustern der Schüler Elemente, die auch in wissenschaftlichen Theorien eine Rolle spielen, womit sich gleichzeitig die Frage stellt, wie z. B. die *Signaling*-Theorie oder Teile davon in die Köpfe der Schüler eingedrungen sind.